



27. JANUAR – GEDENKTAG FÜR DIE OPFER
DES NATIONALSOZIALISMUS UND PASSIONSZEIT 2020

**Da sprach Gott zu Kain:
Wo ist dein Bruder Abel? Er sprach:
Ich weiß es nicht.** Gen 4,9



**Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste**

Inhalt

- 2 **Heinrich Bedford-Strohm:** Geleitwort
- 4 **Dagmar Pruin:** Editorial
- 8 **Dagmar Pruin und Jutta Weduwen:** Wir trauen um Martin Stöhr
- 10 **Ingrid Schmidt:** Edit Kiss – Bildhauerin und Malerin, 1905-1966
- I 75 Jahre Befreiung Auschwitz**
- 14 **Lukas Welz:** Was hat die Shoah mit mir heute noch zu tun?
- 19 **Barbara Wündisch-Konz:** Keine Mission! Oder: Sprich nur ein Wort, so wird mein Diener gesund.
- 27 **Lorenz Wilkens:** Psalm 126 nach dem hebräischen Metrum übersetzt
- 28 **Helmut Ruppel:** Liturgie für eine meditative Stunde am Abend des 27. Januars, des Schoah-Gedenktages 2020
- 35 **Judith Hoehne-Krawczyk:** Auschwitz – Gedenken und Lernen
- 40 **Thomas Heldt:** ASF und Griechenland
- 42 **Lorenz Wilkens:** Die Gewaltherrschaft des NS in Thessaloniki nach der Darstellung von Leon Saltiel
- 55 **Lorenz Wilkens:** Zu dem Brief von Nehama Kazes, geschrieben am 9. März 1943 aus Thessaloniki, an ihre beiden Söhne Maurice und Berto (nach Athen)
- II Zur Passionszeit**
- 58 **Gottfried Brezger, Helmut Ruppel, Ingrid Schmidt:** Wenn sich die Stille nun tief um uns breitet...
- 72 **Peter von der Osten-Sacken:** Judenfeindschaft durch Kirchenmusik?
- 81 **Peter von der Osten-Sacken:** Jesus, Pilatus und die Juden im Johannesevangelium
- 83 **Rabbiner Noam E. Marans:** Die Entwicklungsgeschichte der Oberammergauer Passionsspiele aus jüdischer Sicht

- 86 **Helmut Ruppel:** »Denn ich bin hungrig gewesen...«
- 91 **Walter Homolka:** Die neue Karfreitagsfürbitte und das Verhältnis der katholischen Kirche zu den Juden
- 95 **Dagmar Mensink:** Israels Berufung ist unwiderruflich
- 99 **Helmut Ruppel:** Vorurteile, Lügen und Missverständnisse verlernen
- 102 **Dietrich Neuhaus:** Geldwirtschaft und Antisemitismus

III Materialien für die Gemeinde

- 110 **Ingrid Schmidt und Helmut Ruppel:** Hartmut Draeger: Werner Sylten – Pädagoge der Menschlichkeit und Märtyrer im Nationalsozialismus / Berlin Mai 1945: Valery Faminsky, Hg. Von Thomas Gust und anderen / Folker Albrecht und Astrid Greve (Hg.): Nachtgebete in den Zeiten der Schlaflosigkeit / Ralf Dobelli: Die Kunst des digitalen Zeitalters / Stefan Laube: Objekte im Duell / Matthias Heine: Verbrannte Wörter, wo wir noch reden wie die Nazis – und wo nicht / Ingo Klaer: Alles, was mein ist, ist dein. / Philipp Steffan: Sag was. Radikal höflich gegen Rechtspopulismus argumentieren / Fulbert Steffensky: Fragmente der Hoffnung / Johann Hinrich Claussen: Das Buch der Flucht

IV Impulse aus der Arbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

- 116 **Jutta Weduwen:** Eindrücke aus den ASF-Sommerlagern 2019
- 118 **Katharina Gloe:** Als Gruppen zusammenwachsen, sich austauschen, zuhören, gemeinsam lernen und etwas (er)schaffen
- 120 **Lea Schimmelpfennig:** Unbekannte Seiten der NS-Geschichte entdeckt
- 123 **Thomas Arzner:** Von Anfang an dabei
- 129 **Kollektenbitte**
- 132 **Autor*innen, Bild- und Fotonachweise**

Geleitwort

Die Kirchen haben die Verpflichtung, weiter für den jüdisch-christlichen Dialog einzutreten

Heinrich Bedford-Strohm

Der Anschlag auf die Synagoge in Halle und viele andere Vorfälle haben es gezeigt: Antisemitismus ist in Deutschland nicht auf dem Rückzug. Er hat sogar zugenommen. Für uns Christen wie für alle anderen demokratisch und tolerant gesinnten Gruppen der Zivilgesellschaft heißt das: Erschrecken und verbale Solidarität reicht nicht. Wir müssen in unserem Alltag aktiv für die Menschenwürde eintreten und überall konkret Kontra geben, wo Menschengruppen wegen ihrer Herkunft, wegen ihrer Hautfarbe oder wegen ihrer Religionszugehörigkeit diskriminiert oder gar angegriffen werden. Und es gilt, die zur Rede zu stellen, die Antisemiten Deckung geben, auch dann, wenn sie selbst nicht so denken. Wenn in den Parlamenten vertretene Parteien rechtsradikale Ideen und die damit verbundenen antisemitischen Strömungen in ihren Reihen dulden, dann gilt es klar Einspruch dagegen zu erheben. Denn solche Einstellungen dürfen in unserem Land nicht salonfähig werden. Und das gilt umso mehr am Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz, für dessen gottesdienstliche Gestaltung die vorliegende Predigt-hilfe Anstöße gibt.

Neben den klaren Positionierungen in den aktuellen öffentlichen Debatten müssen aber auch die Tiefendimensionen diskutiert werden, die antisemitische Einstellungen begünstigen. Gerade Kirche und Theologie haben hier eine besondere Aufgabe. Von den antijudaistischen Hetzreden Martin Luthers, die von den Nationalsozialisten als willkommene Schützenhilfe für ihren mörderischen Antisemitismus benutzt wurden, haben wir uns als evangelische Kirche klar distanziert und unsere Scham darüber zum Ausdruck gebracht. Wir haben den Blick darauf aber auch als Verpflichtung gesehen, weiter und verstärkt aktiv für einen jüdisch-christlichen Dialog einzutreten und bis heute andauernde antijudaistische Vorurteile in der christlichen Theologie zu identifizieren und zu überwinden. Die plakative Gegenüberstellung zwischen christlichem »Liebesgott« und jüdischem »Rachegott« gehört genauso dazu wie der unreflektiert abwertende Gebrauch des Wortes »Pharisäer«. Wie absurd diese Antijudaismen sind, zeigt der Vorwurf, »die Juden« hätten Jesus umgebracht. Solche theologisch unbedachten Äußerungen ignorieren völlig, dass das Opfer, Jesus, selbst ein Jude gewesen ist.

Hier stellt uns auch die Wirkungsgeschichte der Passionsgeschichten in der Kunst vor besondere Herausforderungen, sei es in den Musikwerken Johann Sebastian Bachs oder in Theater und Film.

Die im Jahr 2020 nach zehn Jahren wieder stattfindenden Passionsspiele in Oberammergau waren über Jahrhunderte ein Ort, an dem antijudaistische Vorurteile unreflektiert in den Dialogen weitergetragen worden sind. Umso dankbarer bin ich für die intensiven Bemühungen des jetzigen Spielleiters Christian Stückl, genau solche Antijudaismen in den Texten zu überwinden. Die Passionsspiele sind selbst zu einem Ort des jüdisch-christlichen Dialogs geworden. Die jüdisch-christlichen Begegnungen, gerade auch junger Leute, für die Oberammergau inzwischen ein wichtiger Ort ist, machen viel Hoffnung.

Predigten erreichen, wenn sie gelingen, die Herzen. Sie sind ein wichtiger Ort für die Förderung eines christlichen Glaubens, der alle Antijudaismen hinter sich lässt. Deswegen wünsche ich dieser Predigthilfe viele Leser*innen!

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

ich freue mich, dass ich Ihnen auch heute wieder im Namen unseres Redaktionsteams eine umfangreiche Predigthilfe in die Hände legen kann. Wie nun bereits seit vielen Jahren, eigentlich Jahrzehnten, stellen wir Ihnen darin Überlegungen, konkrete Hilfen für die Gestaltung von Gottesdiensten und Aufsätze zu den Themenkomplexen vor, um die es uns und Ihnen geht. Ein Strauß von Texten und Angeboten für unser gemeinsames Anliegen: Die Vergangenheit zu erinnern und die Zukunft zu gestalten.

Die Vergangenheit erinnern und die Zukunft gestalten. Zwei Hauptsätze mit einem »und« verbunden, kein finales »um zu«. Denn das Erinnern hat seinen eigenen Platz. Die Schicksale der unzähligen Opfer, der Frauen, Männer und Kinder können und dürfen nicht sofort »ver-zweckt« werden, um heutiges politisches Handeln zu begründen – egal wie gut und ehrenhaft dies auch gemeint sein mag.

Ich schreibe Ihnen und Euch diese Zeilen aus der Internationalen Jugendbegegnungsstätte in Oświęcim/Auschwitz, ein Haus, das in enger Zusammenarbeit mit den Überlebenden des Konzentrationslagers gestaltet und gebaut worden ist. Von diesem Ort berichtet uns meine Kollegin Judith Hoehne-Krawczyk in ihrem Artikel »Auschwitz – Denken und Lernen«. Wir begehen in diesem Jahr bereits den 75. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers. Und wieder werden viele Reden davon handeln, dass es nun wirklich der letzte Jahrestag sei, an dem die Zeitzeug*innen – damit wird fast immer nur die Opferseite bezeichnet, nicht aber auch die Täter*innen, die doch ebenfalls Zeitzeug*innen sind – noch unter uns sind. Ja, die Diskussion um die letzten Zeitzeug*innen ist wichtig und gleichzeitig auch nur bedingt richtig. *»Während der Kampf um Anerkennung und ein Mindestmaß an Gerechtigkeit und Würde für die Opfer und Überlebenden der Shoah Jahrzehnte dauerte und bis heute Lücken der Entschädigung zu konstatieren sind, verstellt dieses wiederum bereits jahrzehntelange Mantra der letzten Zeitzeug*innen den Blick für die Notwendigkeit gegenwärtiger Verantwortung für die noch etwa 180.000 lebenden Überlebenden der Shoah. In beiden Fällen bleiben die gegenwärtigen Bedürfnisse von Überlebenden und ihre Präsenz in unserer Gegenwart ungenannt – die Übernahme von Verantwortung für sie ist ein steter Kampf und Überzeugungsprozess.«* – so formuliert es Lukas Welz in seinem Artikel »Wie erinnern, 75 Jahre nach der Befreiung von Auschwitz«.

Was mich immer wieder erstaunt sind die vielen Lücken, die sich auftun, wenn wir die Erforschung der Shoah in den Blick nehmen. Einige Bereiche

erscheinen gut erforscht, in anderen hat die Erforschung und auch das Bekanntwerden in der Öffentlichkeit erst begonnen. Als Beispiel können die deutschen Kriegsverbrechen und die Ermordung der jüdischen Bevölkerung von Griechenland dienen. Während der deutschen Besatzung Griechenlands 1941 bis 1944 wurde etwa ein Zehntel der griechischen Bevölkerung ermordet und hunderte Dörfer im Rahmen von willkürlichen Vergeltungsaktionen zerstört. Fast 90 Prozent der griechischen Jüdinnen und Juden wurden in Vernichtungslager deportiert und umgebracht. Aktion Sühnezeichen Friedensdienste engagiert sich gegen das Vergessen dieser Ereignisse und für eine Anerkennung der deutschen Kriegsschuld, seit Januar 2019 unterstützen wir auch die Forderungen des Vereins »Respekt für Griechenland« zu »Deutscher Kriegsschuld und Verpflichtungen gegenüber Griechenland«.

In dieser Predigthilfe finden sie einen Artikel von Lorenz Wilkens zu den Forschungen von Leon Saltiel, dessen Arbeiten zu den ersten zur Shoah in Griechenland gehören, die von einem griechischen Forscher verfasst worden sind. Von ihm herausgegebene Briefe griechischer Jüdinnen und Juden geben Einblicke in diese Zeit und werden in dem Vorschlag von Barbara Wündisch-Konz zum Gottesdienst am 26. Januar unter dem Titel »Keine Mission« – Oder: »Sprich nur ein Wort, so wird mein Diener gesund« eingebunden. Dieser Text möge für diejenigen eine Anregung sein, die keinen eigenen Gottesdienst am 27. Januar feiern, sondern das Thema in den vorherigen Sonntagsgottesdienst einbinden wollen.

Für all diejenigen, die am 27. Januar gedenken möchten, legt Helmut Ruppel einen Entwurf vor und gestaltet diesen auch um den 126. Psalm herum, den wiederum Lorenz Wilkens aus dem hebräischen Metrum übersetzt hat.

Mit einem zweiten Teil unseres Heftes wenden wir uns dem Themenkreis der Passion zu. Warum dieses? Nun, weil Theologie nach Auschwitz bedeutet, sich den Untiefen der eigenen, christlichen Religion zu stellen und dorthin zu schauen, wo es schwierig wird. Antisemitismus beginnt nicht erst mit der Zeit des Nationalsozialismus, der christliche, religiös begründete Antijudaismus ist weitaus älter und hat seine Wurzeln bereits innerhalb des Neuen Testaments. Hier Geschichte und Wirkungsgeschichte aus verschiedenen Perspektiven zu beleuchten und auch Handlungsoptionen anzubieten, haben wir uns mit Blick auf die Passionsgeschichten in diesem Heft vorgenommen. Denn, um Peter von der Osten-Sacken zu zitieren, es »lässt sich nicht bestreiten, dass das große Schweigen und Gewährenlassen gerade auch von kirchlich-christlicher Seite in Deutschland und zum Teil darüber hinaus nicht ohne jenes jahrhundertealte und christlicherseits immer wieder neu eingetragene Vorurteil zu erklären ist: Das, was den Juden

an Unrecht und Unheil widerfährt, gebührt ihnen so, weil ihnen damit im Tiefsten ein von ihnen selbst durch die Kreuzigung Jesu heraufbeschworenes Geschick widerfährt.«

Das zweite Kapitel unserer Predigthilfe beginnt wie stets mit konkreten Vorschlägen, hier für Passionsandachten auf der Grundlage von Texten von Dietrich Bonhoeffer, die uns Ingrid Schmidt, Helmut Ruppel und Gottfried Brezger vorlegen. Peter von der Osten-Sacken setzt sich dann in seinem bereits oben zitierten Beitrag »Judenfeindschaft durch Kirchenmusik? Überlegungen zu Johannespassion und Johannesevangelium« mit der wunderschönen Musik und den gleichzeitig problematischen theologischen Vorstellungen in der Johannespassion von Johann Sebastian Bach auseinander. Für Gemeinden, die diese Musik aufführen und sich gleichzeitig dieser Problematik stellen möchten, legen wir ein Handout zum Aus – und Abdrucken bei.

Anschließend widmet sich Rabbiner Noam Marans den Passionsfestspielen in Oberammergau, die 2020 nach zehn Jahren wieder aufgeführt werden. Rabbiner Marans, den Festspielleiter in Oberammergau, Christian Stückl und uns verbindet nun eine mehr als zehnjährige Zusammenarbeit und Noam Marans beschreibt diesen Prozess als einen sehr positiven – gerade auch mit Blick auf die Mühen um die Tücken des Antisemitismus in einem Passionspiel. Ihm schließt sich ein Aufsatz von Helmut Ruppel zum Thema der Selbsterniedrigung Gottes an.

Eine theologische Auseinandersetzung mit dem Themenfeld der Passion kommt an einer Beschäftigung mit der Karfreitagsbitte unserer katholischen Geschwister nicht vorbei, Rabbiner Walter Homolka und Dagmar Mensink beleuchten die Diskussion darum aus jüdischer und katholischer Sicht und ich danke beiden, dass sie uns an ihren ehrlichen Gedanken teilhaben lassen.

Und schließlich widmen wir uns dem Thema »Judaslohn«. Viele von Euch und Ihnen haben die Diskussionen um den Tweet eines AfD-Abgeordneten verfolgt, das Presseecho ließ aber eines vermissen, eine tiefergehende Auseinandersetzung damit. Die bietet jetzt Helmut Ruppel in der Kategorie »Zum Verlernen« und Dietrich Neuhaus in seinem Aufsatz »Geldwirtschaft und Antisemitismus«.

Auch die bewährten Kategorien der Predigthilfe finden sich. Ingrid Schmidt und Helmut Ruppel stellen uns Materialien für die Gemeinde vor, Sie erfahren von Freiwilligendiensten und Sommerlagern. Und wir schließen mit einem Artikel über zwei Frauen, Verena von Hammerstein und Elisabeth Cates und ihren Erfahrungen aus den ersten Tagen und Jahren von ASF.

Mir bleibt zum Schluss zu danken, für alle Arbeit, die in solch einem Heft steckt, Ingrid Schmidt, die nicht nur in der Redaktion mitarbeitet und das Lektorat führt, sondern auch die Bilder für diese Predigthilfe ausgesucht hat und uns in das Werk von Edith Kiss einführt. Helmut Ruppel und Lorenz Wilkens, die in der Redaktion arbeiten und gleichzeitig Autoren sind, Thomas Arzner, der diese Ausgabe nur ehrenamtlich begleitet und unserer Layouterin, Anna Roch. Und den vielen Autorinnen und Autoren, die mit und für uns schreiben – Ihnen allen gilt mein herzlicher Dank, für alles Mittun, alles Denken, alles Zusammenstehen in diesen Tagen. Möge unser Tun Ihnen bei der Gestaltung von Gottesdiensten und Lehre hilfreich sein!

Ich freue mich auf Ihre Rückmeldungen und verbleibe mit herzlichen Grüßen

Ihre

Dagmar Pruin

In der Predigthilfe sind Porträts aus dem Projekt »Gegen das Vergessen« des Mannheimer Fotografen Luigi Toscano abgedruckt. Toscano hat dafür weltweit an die 400 Überlebende des Holocaust besucht, mit ihnen gesprochen, sie fotografiert. Ein Teil der Fotos entstand während der Jubiläumsfeier zu 60 Jahre Aktion Sühnezeichen Friedensdienste 2018, zu der auch Überlebende des Holocaust eingeladen waren. Seit 2016 wandert die Ausstellung – sie war unter anderem bereits zu sehen in der Ukraine, in New York, Washington und Boston, in Berlin, Mainz und Wien. In Wien wurden einzelne Exponate der stets offen zugänglichen Bilder zerstört, was eine breite zivilgesellschaftliche Rettungs- und Solidaritätsbewegung hervorrief, ein Aufstehen gegen verbreiteten Antisemitismus.

<http://gegen-das-vergessen.gdv-2015.de/de/projekt>

Wir trauern um Martin Stöhr

*Am Ende wird alles gut.
Wenn es nicht gut ist, ist es noch nicht das Ende.
(Quelle unbekannt)*

In der vergangenen Woche, am 4. Dezember, ist Martin Stöhr im Alter von 87 Jahren verstorben. Wir verdanken ihm viel. Wir trauern sehr um ihn und werden sein Andenken ehren und im Herzen bewahren.

Martin Stöhr war vieles, Mitbegründer von *Studium in Israel*, Professor für Systematische Theologie, langjähriger Vorsitzender der *Martin-Niemöller-Stiftung* und Präsident und Ehrenpräsident des *International Council of Christians and Jews (ICCJ)*. Er war Freund und Ratgeber und hat grundlegende theologische und politische Diskussionen angestoßen und begleitet. Er war aber auch ein Mensch von großer Herzenswärme und diese Wärme, verbunden mit einem so klugen theologischen und politischen Verstand hat ihn auch zu einer zentralen Figur im jüdisch-christlichen Dialog in Deutschland werden lassen. Denn um diesen Dialog unter schwierigen Umständen zu ermöglichen, brauchte es neben Verstand gerade auch Herz und die richtigen Menschen zur richtigen Zeit – und es ist ein Gottesgeschenk, dass Martin Stöhr einer dieser Menschen gewesen ist. Wir später Geborenen zehren von der Arbeit, die die Generation vor uns aufgebaut hat, dessen sind wir uns sehr bewusst.

Martin Stöhr war ASF sehr verbunden und hat viele Veranstaltungen mitgestaltet und besucht. Immer wieder durften wir Texte von ihm erbeten und abdrucken, zuletzt den Text »Jerusalem? Jerusalem!« in der Predigthilfe zum Israelsonntag 2018, den wir untenstehend bereitstellen. Er wird uns fehlen und in Gedanken sind wir bei Marie-Luise und der Familie. *Möge seine Seele eingebunden sein in das Bündel des Lebens!*



Edit Kiss – Bildhauerin und Malerin, 1905-1966

Ingrid Schmidt

Ihr Leben auf den ersten Blick: die »bewegende« Biografie einer fast unbekanntenen Künstlerin – Ungarn, Deutschland, Frankreich, Schweiz, England, ... Edith Kiss ist weit gereist. Aber ach! Es ist eher eine nahezu lebenslange Fluchtgeschichte. Sie endete mit dem Selbstmord der ungarischen Bildhauerin und Malerin in der Nacht zum 27. Oktober 1966, im Pariser Hotel Princesse Caroline. – Es gab Menschen, die sich an sie erinnerten und persönliche Unterlagen bewahrt hatten. Auch dank ihrer Berichte und Zeugnisse konnte der Literaturwissenschaftler Dr. Helmuth Julius Bauer – von 1981 bis 1985 als Maschinenschlosser bei Daimler-Benz tätig – nach langjähriger Forschungsarbeit seine umfangreiche Dokumentation zu den Frauen im KZ-Außenlager Daimler-Benz Genshagen publizieren sowie das »Album Déportation« mit den Bildern von Edith Kiss.

Mit ihren Schwestern Alice, Sári und Mici besuchte Edit Lola Erzsébet Rott – so ihr Mädchename – geboren 1905, die Höhere Mädchenschule in Budapest. Wenige jüdische Traditionen gehörten zum Selbstverständnis des Familienlebens. Schon früh schrieb sie von ihrem *Tatendrang* und ihrer Sehnsucht zu malen. Noch war die jüdische Herkunft der jungen Frauen im Ungarn jener Jahre, in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, nicht lebensbedrohend. Ein 2010 bekannt gewordenes Dokument belegt, dass Edit Rott sich 1931 dem evangelisch-reformierten Glauben zugewandt hatte. Sie gehörte daher zur Bevölkerungsgruppe »assimilierter« Juden – vor der Deportation bewahrte das diese Familien später nicht.

In Düsseldorf studierte Edit Rott Bildhauerei, ihre Vorbilder waren unter anderem Käthe Kollwitz und Ernst Barlach. In den 30er Jahren arbeitete sie dann, inzwischen verheiratet mit Tivadar Bán, in der größten Bank Ungarns als Sekretärin des Direktors Sándor Kiss; nach ihrer Scheidung von T. Bán werden Kiss und sie 1945 heiraten. –

1942/43 konnte Edith Bán ihre Arbeiten in ersten kleinen Ausstellungen in Budapest präsentieren.

1944 überfiel die deutsche Wehrmacht Ungarn: Zunächst wurde die jüdische Bevölkerung der Provinz nach Auschwitz und Ravensbrück deportiert. Über 120.000 Frauen wurden in Ravensbrück unter mörderischen Bedingungen gefangen gehalten; weit über tausend Frauen kamen zur Zwangsarbeit in das KZ-Außenlager »Daimler-Benz-Genshagen« südlich von Berlin, so auch die Ungarin Edith Bán. (Am 1. Mai 1939 wurde die Daimler-Benz Motoren GmbH.



Edith Kiss bei der Arbeit an der Büste ihrer Schwester Alice, 1943

Genshagen, Kr. Teltow durch den »Führer« als nationalsozialistischer Musterbetrieb ausgezeichnet.)¹

1945, nach der Befreiung, kehrte Edith Kiss nach Budapest zurück. Es entstand das Album »Déportation« – dreißig Gouachen (Malerei mit deckenden Wasserfarben), von denen acht Blätter 1954 in Paris ausgestellt wurden, nun unter ihrem Namen Edith Kiss. Die Künstlerin gab jedem Bild einen französischen Titel, zum Beispiel: *Dans le wagon* (Blatt 4) – *Le camp* (Blatt 5) – »Appel!« (Blatt 6) – *Distribution de la soupe* (Blatt 24) – *La nuit* (Blatt 28) – *Passage à la chambre de gaz* (Blatt 29) – *La fin* (Blatt 30). Sie setzte jeweils ihren Namen hinzu: Edith Kiss (nur einmal unterschreibt sie – ein Versehen? – mit ihrem Mädchennamen Edit Kiss / Blatt 27). Viele Bilder sind von einer verstörenden Farbigkeit – das Grauen der Erinnerung ist grell – Angst, Erschöpfung, Gewalt sind wiederkehrende Motive.

Das Album blieb im Besitz der Künstlerin. Dr. Helmuth Bauer entdeckte es im Kontext seiner Recherchen zu Leben und Werk von Edith Kiss in der Wohnung einer Freundin aus der Jugend, bei der Edith Kiss ihr letzten drei Lebensjahre verlebte.

1947/48 schuf Edith Kiss für die Synagoge in (Budapest-)Újpest ihr bildhauerisches Hauptwerk – eine vierteilige Relief-Reihe: in Stein gehauene Figurengruppen – »Auf dem Deportationsweg – Bei der Zwangsarbeit – Im Vernichtungslager – Auf den Knien vor den zu ihrer Befreiung erschienenen Sowjetsoldaten«.²

Erinnerungen an den weiteren Lebensweg von Edith Kiss, jenseits von Budapest: 1948-1951 / Familie Kiss verlässt Ungarn; nach einer »Odyssee« lässt sie

sich in Casablanca nieder. Die Künstlerin kann kaum künstlerisch tätig werden, denn Mutter und Schwiegermutter bedürfen ihres Beistandes, ihrer Hilfe und Unterstützung im Alltag. 1954 werden in Paris – im Gedenken an die Befreiung Frankreichs – in der Ausstellung »Résistance / Déportation / Libération« Bilder aus ihrem Album »Déportation« präsentiert. Edith Kiss versucht einen künstlerischen Neuanfang.

1962 stirbt Sandor Kiss. Edith Kiss zieht zu einer Freundin nach London. Zwei Jahre (1963-1965) arbeitet sie als Sekretärin in der Klinik von Anna Freud. Im Jahr 1966 nimmt sich Edith Kiss in Paris das Leben. Sie wird an der Seite ihres Mannes beigesetzt. –

Edith Kiss, Déportation

Eine Publikation von Helmuth Julius Bauer. Herausgegeben vom Konzernarchiv der Daimler AG Berlin und Stuttgart 2019, 156 S.

»Die Herausgeberschaft ist geprägt von einem tiefen Eindruck, den die Werke von Edith Kiss in der Daimler AG gemacht haben und auch heute noch machen. ... Die Beschäftigung mit der Kunst von Edith Kiss gibt Impulse, über die ungeheuerlichen Schrecken der Nazizeit nachzudenken und sich dafür stark zu machen, dass sich so etwas nie mehr wiederholen darf.«

Mit diesen Anmerkungen von Daimler schließt die Dokumentation von Helmuth Julius Bauer (Berlin und Stuttgart 2019). Sie umfasst fünf Kapitel: Nach einer grundlegenden Einleitung zur Entstehung der dreißig Gouachen werden die Bilder von Zeitzeuginnen, von Gefährtinnen aus den Zeiten der Verfolgung vorgestellt, erklärt, erinnert. Am Ende erzählt Helmuth Bauer von seiner Arbeit mit Zeitzeug*innen und Jugendlichen zu Leben und Werk von Edith Kiss: »Sehen und Verstehen – Begegnung mit der Vergangenheit – für die Zukunft«. – Seit 2013 gibt es in Berlin eine Edith-Kiss-Straße, entlang der Gebäude der »Mercedes-Benz-Vertriebszentrale Deutschland«. Allerdings wohnt niemand in der Edith-Kiss-Straße, die Postadresse der Mercedes-Benz-Niederlassung lautet »Mühlenstraße 30«.

¹ siehe S. 82 und zum Ganzen: Helmuth Bauer, *Innere Bilder wird man nicht los. Die Frauen im KZ-Außenlager Daimler-Benz Genshagen*. Schriftenreihe der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten Band 30, 704 S.! 2011 METROPOL Verlag

Der »Anhang« – Tausend Namen der Frauen von Genshagen – basiert auf Überstellungslisten Ravensbrück – Genshagen vom Oktober 1944, bearbeitet von Bärbel Schindler-Saefkow und Monika Schnell.

* Noch 1969 hatte das Unternehmen geleugnet, jemals KZ-Häftlinge in seinen Werken beschäftigt zu haben (S. 16). Nach einer 1987 von der »Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jh.« herausgegebenen Publikation förderte der Konzern dann die Erforschung der »Zwangsarbeit bei Daimler-Benz« (S. 17f.).

KAPITEL I

75 Jahre Befreiung Auschwitz



Bella Shirin. Als eine der wenigen litauischen Jüdinnen und Juden überlebten ihre Eltern die KZs Stutthof und Dachau. Nach der Befreiung kehrten sie nach Litauen zurück, wo Bella Shirin 1946 geboren wurde. Infolge der repressiven politischen Lage verließ die Familie Litauen und emigrierte nach Israel, als Bella 17 Jahre alt war. Im Jahr 2004 reiste sie zum ersten Mal in ihre alte Heimatstadt Kaunas zurück, wo sie seit 2016 mit doppelter Staatsbürgerschaft lebt. Sie besucht Schulen und spricht mit den Schüler*innen über ihre Familiengeschichte und die Hilfe, die ihre verfolgte Familie von nicht-jüdischen Litauer*innen während der Besatzung erfahren hat. Mit ihrem Engagement möchte sie sich für eine bessere gemeinsame Zukunft einzusetzen. Ihr Portrait, hier in der Ausstellung in Wien, wurde anlässlich des ASF-Jubiläums 2018 von Luigi Toscano aufgenommen.

Was hat die Shoah mit mir heute noch zu tun?

Wie erinnern, 75 Jahre nach der Befreiung von Auschwitz?

Lukas Welz

Es ist die wiederkehrende Frage: Was hat die Shoah mit mir und meiner Gegenwart zu tun? Im Kontext meines Wirkens für AMCHA, der humanitären Hilfsorganisation für Überlebende der Shoah und ihrer Nachkommen, ist die Antwort: die Shoah ist Teil unserer Gegenwart, weil es noch Zehntausende von Menschen gibt, für die die Erfahrungen in der Shoah Teil ihres Lebens sind. Allein bei AMCHA hat sich die Zahl der Hilfesuchenden, davon vorwiegend Überlebende der Shoah, in den letzten zehn Jahren auf 20.000 Menschen pro Jahr mehr als verdoppelt. AMCHA unterstützt sie in Psychotherapien und sozialen Angeboten dabei, mit den traumatisierenden Erfahrungen weiterzuleben.

Diese humanitäre Sicht ist geprägt von der Wirkung von Vergangenheit auf das Hier und Jetzt. Vielleicht lässt sich fragen, welche Funktion die Erinnerung an die Shoah 75 Jahre nach der Befreiung und für die Zukunft eigentlich haben soll. Aus dieser Perspektive lassen sich drei Einwände auf gegenwärtige Diskussionen formulieren.

I.

Seit Jahrzehnten höre ich, dass an diesem oder jenen Gedenktag, an dem sich die breite Öffentlichkeit einmal stärker im Jahr für diese Vergangenheit interessiert, nun die letzten Überlebenden teilnehmen würden und berichten könnten.

Während der Kampf um Anerkennung und ein Mindestmaß an Gerechtigkeit und Würde für die Opfer und Überlebenden der Shoah Jahrzehnte dauerte und bis heute Lücken der Entschädigung zu konstatieren sind, verstellt dieses wiederum bereits jahrzehntelange Mantra der letzten Zeitzeug*innen den Blick für die Notwendigkeit gegenwärtiger Verantwortung für die noch etwa 180.000 lebenden Überlebenden der Shoah. In beiden Fällen bleiben die gegenwärtigen Bedürfnisse von Überlebenden und ihre Präsenz in unserer Gegenwart ungenannt – die Übernahme von Verantwortung für sie ist ein steter Kampf und Überzeugungsprozess.

Ich wollte keine Wiedergutmachung aus Deutschland.

Man brauchte ein Zertifikat, das sagt, dass man nicht normal ist.

Aber alles, was ich immer wollte, ist, normal zu sein.

Pnina Katsir

Die Perspektive, dass die Shoah in der lebendigen Erinnerung zu einem Abschluss kommen könnte, verstellt auch die Wahrnehmung von Bedürfnissen der Nachkommen Überlebender. Nicht nur sind sie auch als Zeitzeug*innen des Umgangs mit der Shoah interessante Akteure der Erinnerung an die Shoah und die Nachwirkungen. Sie sind zum Teil selbst betroffen und durch trans-generationale Traumata von den Erfahrungen ihrer Eltern oder Großeltern berührt worden. Ihr Leben ist unmittelbar mit der Shoah verbunden und sie haben Anspruch darauf, gehört zu werden und Hilfe zu erfahren.

2.

Der vergehenden Zeitzeugschaft Vorschub zu leisten, werden nun die neuesten Formen der technologischen Entwicklungen bemüht im Glauben, damit noch einmal mehr die Zeitzeug*innen der Shoah für die Ewigkeit festhalten zu können. Kostspielige und zeitintensive Formate wie Hologramme von Überlebenden provozieren dabei aber eher Fragen nach der Authentizität der Zeitzeugschaft, die hier von künstlicher Intelligenz geleitet wird – Fragen, die in der Entwicklung neuer Formate bisher ungenügend thematisiert wurden.

Liegt die eigentliche Innovationskraft in der Frage nach der Zukunft der Erinnerung nicht in der zukünftigen und in stetem Wandel begriffenen Funktion der Erinnerung, als im Update der Erinnerungsformen an die neuesten technologischen Entwicklungen?

*Wir dachten, dass es unsere Pflicht sei,
unsere Geschichte zu erzählen,
damit die Menschen besser würden.
Niemand wurde besser.
Yehuda Bacon*

Was macht es etwa mit einer Erinnerungskultur, in der sich zunehmend vielfältige Stimmen äußern, die andere Erfahrungsräume aus dem familiären Kontext mitbringen oder selbst andere traumatisierende Erfahrungen machen mussten? Bleibt als Lehre aus der Shoah im Kern einzig die Bedeutung von Demokratie und Menschenrechten? Eignet sich die Shoah als Kontext überhaupt, um etwa Antisemitismus und Rassismus zu erklären und präventiv dagegen zu wirken? Ich habe Zweifel, denn Antisemitismus beginnt nicht erst bei der Ermordung von Juden*Jüdinnen. Diese Frage nach der Funktion der Erinnerung an die Shoah in Deutschland wird zumeist überlagert von prestigeträchtigeren und sicher auch einfacheren Antworten, die sich in Form digitaler Innovationen oder ausgewählter Initiativen ableiten lassen. An der Vermittlung

in den Regelstrukturen wie der schulischen Bildung hat sich kaum etwas verändert.

3.

Und schließlich verknüpfen sich die beiden ersten Punkte zu einem dritten: die Rolle der Zeitzeug*innen und Überlebenden in unserer Gegenwart und für unsere Zukunft. Im Angesicht von Krieg, Antisemitismus oder Rechts-
extremismus werden sie oft als moralische Instanzen gebraucht, die ein lebendiges Zeugnis davon ablegen sollen, wohin das Schlechte in der Welt führen kann.

Diese Überhöhung von Überlebenden ignoriert ihre individuellen Bedürfnisse. Und sie reduziert sie und ihre Lebenserfahrungen auf die Zeit der Verfolgung. Zugleich werden so die vielfältigen Perspektiven und Schlüsse, die Überlebende auf ihre Zeit der Verfolgung wie auch des Umgangs damit nach der Befreiung machten, pauschal zu einer Lehre reduziert. Ist es nicht vermessen anzunehmen, dass alle Überlebenden die gleiche Sichtweise teilen würden, für die einige der Überlebenden in der Öffentlichkeit repräsentativ stehen? Was wären die Konsequenzen daraus, wenn Überlebende, denen wir begegnen, gar nicht unsere eigenen politischen Ansichten teilten? Würden wir ihnen weniger zuhören, gar weniger mitfühlen?

*Meine Mutter hatte eine Rechnung offen mit Frau Pauli,
bei der sie Zwangsarbeit leisten musste.
Frau Pauli nahm sie in ihre Familie auf,
vertraute ihr die eigenen Kinder an
und schickte sie dann in den Tod.
Meine Mutter konnte nicht verstehen,
was in ihr vorgegangen war.
Vierzig Jahre später fuhr sie hin und nahm meinen Vater mit.
Sie hatte sich nicht angekündigt.
Sie klopfte an die Tür, trat ein und sagte:
»Frau Pauli, kennen Sie mich noch?
Ich möchte meinem Mann zeigen, wo ich gearbeitet habe,
bis zu dem Tag, an dem Sie mich der Gestapo
ausgeliefert haben.
Jetzt stehe ich vor Ihnen und frage Sie,
warum Sie das getan haben?«
Als sie wieder ging, lud sie die ganze Familie nach Israel ein.
Die Einladung nahmen sie nie an.
Vered Ganor-Shavit, Tochter von Niza Ganor*

Allzu oft werden Antisemitismus und Rassismus auf radikale Ränder externalisiert und die Frage, welche Strukturen und Dynamiken eigentlich auch in der Breite der Gesellschaft diesem Denken und Handeln zugrundeliegen, an die Seite geschoben.

So wäre der zumindest fragwürdige Umgang mit der Shoah nach 1945 ein mindestens ebenso wichtiges Zeitdokument und mahnender Erfahrungsbericht von Zeitzeug*innen, die auch nach ihrer Befreiung fortdauernder Ablehnung bis hin zu Hass konfrontiert waren. Diese Zeitzeugenschaft würde aber eine kritische Selbstbefragung der jüngeren Vergangenheit und Gegenwart bedeuten und die gesellschaftliche Breite einschließen.

Sie hätte das Potenzial, uns kritisch zu befragen, die Überlebenden in ihren vielfältigen Perspektiven wahrzunehmen und den Blick auf die jüngere Vergangenheit und unsere Gegenwart anzuerkennen, der von humanitärer Verantwortung geprägt sein sollte.

Was hat also die Befreiung der Überlebenden 75 Jahre später mit mir zu tun?

Die Antwort auf diese Frage liegt im eigenen Verständnis von Vergangenheit und ihrer Wirkung in die Gegenwart. Gerade die Shoah als kollektives Verbrechen ist Teil eines Prozesses, der nicht 1933 begann und 1945 endete. Wir sollten anerkennen, dass es auch in 10 Jahren noch Menschen gibt, die als Kleinkinder verfolgt wurden und eine lebendige Erinnerung an diese Zeit haben können. Wenn auch nicht als Zeitzeug*innen, so doch als Überlebende, denen elementare Grundbedürfnisse genommen, die Verluste erlitten haben und die zum Teil bis heute an traumatisierenden Erfahrungen der frühesten Kindheit leiden.

Zudem reichen diese traumatisierenden Erfahrungen über die Erlebengeneration auch in die Folgegenerationen, deren Erfahrungen ihrer Eltern und Großeltern in komplexen familiären und sozialen Verhältnissen eines Lebens nach dem Überleben tiefe Spuren bei den Nachkommen hinterlassen haben, die auch in 20, 30 und 40 Jahren noch sichtbar sein werden. Die Nachkommen haben unmittelbar erfahren, wie die Verfolgung und insbesondere der Umgang mit der Verfolgung ihre nächsten Angehörigen und ihr eigenes Leben prägte. Auch dies ist eine Zeugenschaft, die heute und in Zukunft genutzt werden kann. Und auch dies ist eine humanitäre Verantwortung, die sich unmittelbar auf die Verbrechen der Shoah beziehen lässt.

Ein dynamisches und prozesshaftes Verständnis der Wirkung von Vergangenheit würde dann auch mehr die Funktion der Erinnerung in den Blick nehmen. Sie würde vielmehr auch die Zeit nach 1945 betrachten, deren Strukturen bis

heute wirken und eine vielfältige Erinnerung unter Einbeziehung der eigenen, familiären Erfahrungen mit Vergangenheit ermöglichen – oder eben nicht. Diese kritische Selbstbefragung einer Gesellschaft lässt die Frage, was hat die Shoah mit mir heute zu tun, nicht nur pauschal, sondern ganz individuell beantworten.

Die Zitate stammen von Überlebenden der Shoah und deren Nachkommen aus dem Dokumentationsprojekt »Leben nach dem Überleben« von AMCHA Deutschland, erhältlich auch als Buch: www.amcha.de/buch

Keine Mission! Oder: Sprich nur ein Wort, so wird mein Diener gesund.

Ideen für einen Gottesdienst am 26. Januar 2020, Predigttext: Apg 10, 21-35
Barbara Wündisch-Konz

Vorüberlegungen

Der Sonntags-Gottesdienst vor dem Gedenktag an die Opfer des Nationalsozialismus kann bereits auf das Thema hinführen: Befreiung der Opfer, Eingeständnis von Schuld und Verantwortung der Täter, Bitte um Vergebung und: Was lernen wir aus der Geschichte? Was sagen wir als Christ*innen heute zu den Opfern von Ungerechtigkeit, Flucht und Verfolgung?

Der Predigttext aus der Apostelgeschichte 10, 21-35 handelt nur scheinbar von Mission unter den Heiden. Ich höre zunächst die Bitte eines Fremden an den Juden Petrus, »Worte von dir zu hören« (V.22). Es ist eine Bitte um Menschenwort und Gotteswort. Das ist das Gegenteil von Mission. Diese Bitte um Worte ist die Gegenbewegung zum so genannten »Missionsbefehl« aus Mt 28,18-20. Schon das Wort »Befehl« hat eine aggressiv-militärische Konnotation und wirft die Frage auf: War das immer gut und richtig? Im Gegenteil, Mission und Kolonialisierung haben viel Unheil in die Welt gebracht. Die guten Worte Gottes in Form der guten Nachricht (eu-angelion) bewirken dagegen Frieden und Heilung.

Die Kirche hat sich nach Auschwitz die Judenmission selbst verboten. Christ*innen wissen um ihre Mitverantwortung für Antijudaismus, Abwertung der jüdischen Religion und Antisemitismus und stellen sich an die Seite von Israel. Aber was ist mit der übrigen Mission? Ist sie wirklich notwendig und noch zeitgemäß? In der Gegenwart sind auch andere von Verfolgung bedroht. Sie bitten uns um unser Wort, unsere Fürsprache – aber nicht um Mission. Was folgt daraus für christliche Predigt?

Bausteine für die Predigt – Kontexte und Horizont-Erweiterungen

1. »Sprich nur ein Wort, so wird mein Diener gesund.« (Mt 8,8) –
Heilende Worte

Der römische Hauptmann Kornelius war ein Proselyt, er wird »gerecht und gottesfürchtig« genannt, mit einem guten Zeugnis von der ganzen Nation der Juden. Ähnliches wird in Apg 16,11-15 von Lydia, der Purpurhändlerin erzählt. Im ersten Jahrhundert u.Z. sind Übertritte zum Judentum weit ver-

breitet. Fremde nähern sich dem Judentum an, können aber nicht jüdisch werden, denn das ist man/frau qua Geburt durch eine jüdische Mutter. Das Judentum ist keine Missionsreligion. Mitlaufende Sympathisant*innen werden aber toleriert. Sie dürfen sich einer Gemeinde zugehörig fühlen. Sie erkennen einige Gebote der Tora an, aber längst nicht alle. Obwohl es in der Antike weiterhin eine scharfe Trennung zwischen Nichtjuden und Juden gibt, sind Taten der Gerechtigkeit und Nächstenliebe, diakonia und gottesfürchtiger Glaube an einen monotheistischen Gott verbindend.² Kornelius lässt zu Petrus schicken, weil ein Engel ihn göttlich angewiesen hat, ihn in sein Haus holen zu lassen und Worte von ihm zu hören.

Zum gleichen Motiv – ein Römer bittet einen Juden in sein Haus, was religiös verboten ist – gibt es in den Evangelien die Geschichte des römischen Hauptmanns von Kapernaum, dessen Diener krank ist (Mt 8,5-13, Evangelium des Sonntags). Noch prägnanter erzählt es Lk 7,1-10: »ein Sklave, der ihm wert war« und »Er ist würdig, dass du ihm [dem Hauptmann, Anm. BWK] dies gewährst, denn er liebt unsere Nation, und er selbst hat uns die Synagoge erbaut.« Vgl. Joh 4,43-54.

Der römische Hauptmann aus den Evangelien verwendet die gleichen Worte wie Kornelius: »Sprich ein Wort.« Und weiter: »Ich bin nicht würdig, dass du unter mein Dach trittst. Aber sprich nur ein Wort, so wird mein Diener (oder: Sklave) gesund.« (Mt 8,8,; Lk 7,6f.) Der Hauptmann weiß, dass er religiös unrein ist, daher das »Ich bin nicht würdig, dass du unter mein Dach trittst.« Aber er setzt sich für seinen Sklaven ein. Jemand anderes, ein Fremder wie er, ist ihm wichtig. Das ist Nächstenliebe. Jesus als toraobservanter Jude darf das Haus des Nichtjuden in Kapernaum nicht betreten, und er tut es auch nicht, weder bei Matthäus noch bei Lukas noch bei Johannes. Er heilt allein durch sein Wort, gewissermaßen per Fernheilung, und preist den Glauben des Proselyten.

In der römisch-katholischen Kirche und in der evangelischen Abendmahls-liturgie ist das Wort des heidnischen Hauptmanns in abgewandelter Form zum Gebet der Gläubigen geworden: Herr, ich bin nicht würdig, dass du eingehst unter mein Dach; aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund. Dies setzt die Kenntnis der Heilungsgeschichte voraus. Die Liturgie ruft in Erinnerung, dass wir uns gegenüber Gott fremd, unrein und unwürdig fühlen. Doch ein Wort Gottes macht gesund, es heilt und überbrückt die Trennung.

Die Predigt kann zu bedenken geben: Welche heilenden Worte sollen Kirchenvertreter*innen heute den Menschen sagen? Wo werden wir um das

Wort Gottes und seine Kraft gebeten? Wo können wir für Fremde eintreten, die uns nahe sein wollen?

2. Flucht und Vertreibung im 21. Jahrhundert. »Wir schaffen das« – gute Worte für Flüchtlinge

Wer bittet heute um »Worte von dir« (Apg 10,22)? Bei der Mittelmeerregion, in der Petrus und Paulus damals auf ihren Missionsreisen unterwegs waren, muss ich an die Flüchtlinge denken, die von der Türkei mit Booten nach Griechenland (z. B Insel Lesbos) kommen und in Flüchtlingslager gesteckt werden. Ihre Zukunft ist ungewiss. Sie bitten die Völker in Europa, ein gutes Wort für sie einzulegen und sie aufzunehmen. Viele lehnen ab. Aber die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel hatte Worte: »Wir schaffen das.« Diese christliche Haltung ist bis heute unübertroffen, das Versprechen wartet auf seine Einlösung.

Der Journalist Heribert Prantl schreibt: »Das Fluchtproblem ist nicht nur ein Problem einiger weniger Jahre. Es ist das Problem des 21. Jahrhunderts. Man wird das 21. Jahrhundert einmal daran messen, wie es mit den Flüchtlingen umgegangen ist. Man wird es daran messen, welche Anstrengungen unternommen wurden, um entheimateten Menschen wieder eine Heimat zu geben. Man wird es daran messen, welche Anstrengungen unternommen wurden, um Menschen in höchster Not, um Menschen in allerhöchster Lebensgefahr, um Flüchtlinge aus dem Meer vor dem Ertrinken zu retten. Dann werden es kleine Vereine wie »Sea Watch« sein, die für die großen humanitären Traditionen Europas stehen; sie werden es sein, die das gute Europa repräsentieren.«³

Die Predigt kann zu bedenken geben: Es ist ein wichtiges Signal, dass sich die Evangelische Kirche in Deutschland am Einsatz eines Rettungsschiffes beteiligt, das Flüchtlinge auf dem Mittelmeer aus Seenot rettet. Doch wir müssen auch die Fluchtursachen betrachten. Wir reichen Europäerinnen und Europäer sind mitverantwortlich für das Elend der Flüchtenden. Wie helfen wir ihnen, mit Worten und mit Taten?

3. Flucht und Vertreibung im 20. Jahrhundert: »dass der liebe Gott endlich Erbarmen zeige« – Briefe von griechischen Juden (1943)⁴

Erst kürzlich veröffentlichte Dokumente von Juden und Jüdinnen aus Griechenland legen Zeugnis über ihre Verfolgung und Bedrängnis ab. Ein jüdischer Grieche in Athen bittet die italienische diplomatische Vertretung um Hilfe für seine in Thessaloniki festsitzende Mutter. Er bittet um einen Passier-

schein, damit die kranke Frau zu ihm und den anderen Familienmitgliedern in die rund 500 Kilometer entfernte Hauptstadt Athen kommen kann.

»Da es sich um eine alte Frau handelt, die an Neurasthenie leidet und deren Gesundheitszustand sich aufgrund des Klimas in Thessaloniki und der Trennung von ihrer Familie verschlechtert hat, bitte ich die ehrwürdige Vertretung, meiner Mutter und meinem jüngeren Bruder Alberto Cases, ebenfalls Bürger von Kallithea, der sie wird begleiten müssen, so bald wie möglich den Passierschein von Thessaloniki nach Athen auszustellen.«⁵

Das Gegenteil guter Menschenworte: Die deutschen Besatzer in Griechenland haben die Macht zu definieren, wer anders, fremd ist und der Vernichtung preisgegeben wird. Ein Wort, ein Brief der Diplomaten, würde Rettung schaffen. Aber der Passierschein wird verweigert. Die Deutschen bereiten parallel bereits die Internierung der griechischen Jüdinnen und Juden in bulgarischen Durchgangslagern vor, ehe sie in das Vernichtungslager Treblinka deportiert werden. »Vertreter der bulgarischen Handwerker in der Stadt Drama bedanken sich am 8. März 1943 bei Ministerpräsident Filov für die Deportation der Juden aus Thrakien.

Es lebe Bulgarien und die bulgarische Regierung, die das bulgarische Volk von einer Minderheit, den jüdischen Raubtieren, befreit hat, die ohne Arbeit und mit Spekulation und Betrug Reichtümer anhäufte und wie Zecken auf dem Rücken der übrigen Berufsstände, insbesondere der bulgarischen Handwerker, lebten. Die Handwerker aus Drama danken Ihnen von Herzen für diese energische und mutige Tat und versichern Ihnen, dass sie geschlossen hinter Ihnen stehen.«⁶

»Die Jüdin Nehama Kazes schildert ihren Söhnen in Athen am 8. März 1943 den Ausnahmezustand in Thessaloniki: Maurice und Berto, meine Lieben, ich habe Eure Briefe erhalten und sehe, dass Ihr nicht viel von dem wisst, was wir durchleben. Was wir diese Woche ertragen müssen, kennt man sonst nur aus Geschichten oder dem Kino. Seit zwei Nächten sitzen wir angezogen auf den Betten und warten, dass jemand klopft, uns aufstehen lässt und abholt. Man verschwendet Geld wie Wasser, man wirft das Geld zum Fenster raus, überlässt allen Besitz denen, die ihn haben wollen. Das Schluchzen, das Wehklagen und die Tragödien sind unbeschreiblich. [...] Wir befinden uns Tag und Nacht wie in einem schlechten Traum und leben in unbeschreiblicher Angst. Alle haben den Handkarren gepackt vor der Tür stehen. [...] Dass Gott Euch nur beschütze und uns alle gesund zusammenführe. Ich umarme Euch aus tiefstem Herzen, aus tiefster Seele, meine geliebten Kinder, dass der liebe Gott endlich Erbarmen zeige mit den Unschuldigen, die sich nichts anderes wünschen als das Wohlergehen ihrer Familie. Gott schütze und behüte Euch vor allem Bösen. Eure Mutter, die nur einen Gedanken kennt, ihre Kinder wohlauf wiederzusehen.«⁷

Die Mutter wurde, wie tausende andere auch, deportiert und ermordet.

Auszüge aus den bewegenden Originaldokumenten können in der Predigt vorgelesen und dem Predigttext gegenübergestellt werden.

Die Predigt kann zu bedenken geben: Die entwertende Sprache der faschistischen Machthaber gleicht den Aussagen heutiger rechtsextremer Politiker*innen über Flüchtlinge und andere gesellschaftlich benachteiligte Gruppen, die Hilfe statt Hass brauchen. Was für Worte werden gesagt? Welches Menschenwort heilt, welches zerstört Leben? Wer bittet um welche Worte?

4. Kein Befehl, keine Mission, kein Ansehen der Person – Gottes Wort ist gewaltfrei

Der Predigttext ist im Kontext des Kapitelanfangs ab Apg 10,1-20 noch besser zu verstehen. Der Predigttext endet mit Vers 34-35 mit der Aussage der Toleranz, dass Gott die Person nicht ansieht, sondern dass »ihm jeder Mensch in jeder Nation angenehm ist, der ihn fürchtet und Gerechtigkeit wirkt«. Aber schon die Verse 36ff., die nicht mehr zum Predigttext gehören, engen diese Aussage ein: Jesus der Messias ist aller Herr. Hier beginnt der Anspruch der Kirche, das alleinseligmachende Heil zu haben und anderen ungebeten zu bringen. Apg 10,48 ist wie ein Startschuss für die Mission: »Und er befahl, dass sie getauft würden im Namen Jesu Christi.« Bitte um das Wort und Freiwilligkeit klingen anders.

Petrus geht auf Bitte des römischen Hauptmanns Kornelius zu ihm hin. Vorher, im Einschub Apg 10, 9-20) hat er eine bildreiche Vision von unreinen Tieren, die er aber erst durch die Begegnung mit dem Ausländer, dem Römer versteht. Eigentlich ist es ihm als toraobservanten Juden nicht erlaubt, in das Haus eines Nicht-Israeliten zu gehen (V.28). »Und mir hat Gott gezeigt, keinen Menschen gemein oder unrein zu nennen.« Kernsatz des Predigttextes ist Apg 10,34f: »Petrus aber tat den Mund auf und sprach: In Wahrheit begreife ich, dass Gott die Person nicht ansieht, sondern in jeder Nation ist, wer ihn fürchtet und Gerechtigkeit wirkt, ihm angenehm.«

Petrus hat also etwas vom römischen Hauptmann gelernt. Rein oder unrein, Speisevorschriften sind nicht länger wichtig, wenn es um das friedliche Zusammenleben der Völker geht. Aber auch das Volk Israel muss respektiert werden, weil es die 613 Gebote der Tora weiter beachten wird.

Das Judentum ist, wie bereits unter 1. erwähnt, keine Missionsreligion. Das Christentum sieht sich dagegen als eine Missionsreligion. Die Mission hat

eine Menge Unheil in die Welt gebracht, wo sie nicht erbeten war, sondern sich als Dominanzkultur durchsetzte. Wie wäre das, wenn Christen nur dann sprächen, wenn sie darum gebeten würden?

Mission, ohne dass jemand darum gebeten hat, ist ein aggressiver Akt. Religiöser Fundamentalismus und Absolutheitsanspruch führen in die heillose Irre.

Die Predigt kann zu bedenken geben: Was verbindet Menschen unterschiedlicher Religionen und Nationen? Nur auf der Grundlage von Gerechtigkeit, Recht und Gesetz ist ein friedliches Zusammenleben möglich.

Dazu passen Worte aus dem Grundgesetz, Grundlage der deutschen Demokratie: Die Würde des Menschen ist unantastbar. Vor dem Gesetz sind alle Menschen gleich. Das Deutsche Volk gab sich das Grundgesetz 1949 »im Bewusstsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen«. ⁸ Ob die Väter und Mütter des Grundgesetzes auch Apg 10, 34 im Ohr hatten: »Gott sieht die Person nicht an«? Das ist die religiöse Grundlegung von Gerechtigkeit. Sie gilt – nicht religiös begründet – auch vor Gericht, wo es kein Ansehen der Person gibt. Diktatoren heben diesen Grundsatz auf. Ihr Wort soll Gesetz sein. Sie machen Unterschiede zwischen den Menschen. Absolute Gewaltherrscher setzen sich selbst Gott gleich.

Gewalttätige Mission ist keine Lösung. Gottes Wort dagegen befreit, wenn es gewaltfrei gesagt wird. Apg 10, 21-35 legt ein starkes Wort für religiöse Toleranz und ein friedliches Zusammenleben aller Menschen ein. Wer sich für Gerechtigkeit einsetzt, handelt im Sinne Gottes. An ihren Taten werdet ihr sie erkennen.

Die Predigt kann Beispiele von tätiger Nächstenliebe und Diakonie geben: das Hingehen zu den Menschen, die uns um Worte und Taten bitten. Auch ein Deutschkurs für Geflüchtete besteht aus Worten.

Lesung: 2 Kö 5, eine ausführliche und ambivalente Heilungsgeschichte (für Gemeinden, die textkundig und das Zuhören gewohnt sind)

Psalm 86 enthält die Sprache des Predigttextes, zum Teil wortgleich: Neige, GOTT, dein Ohr, erhöre mich. Denn ich bin elend und arm. Bewahre mein Leben, denn ich bin getreu. Rette deinen Knecht, der auf dich vertraut. Du bist doch mein Gott. Sei mir gnädig, mein Herr. Denn zu dir rufe ich den ganzen Tag. Erfreue die Seele deines Knechtes. Denn zu dir, mein Herr, erhebe ich meine Seele. Denn du, mein Herr, bist gut und zum Vergeben bereit, groß an Gnade gegen alle, die dich anrufen. GOTT, höre mein Gebet. Horche auf die

Stimme meines Flehens. Am Tag meiner Bedrängnis rufe ich dich an, denn du erhörst mich. Keiner ist wie du, mein Herr, unter den Göttern, und nichts gleicht deinen Werken. Alle Nationen, die du gemacht hast, werden kommen und vor dir anbeten, mein Herr, und deinen Namen verherrlichen (hier die Verse 1-9^o, der Psalm sollte als ganzer gelesen werden).

Thematisch passt auch **Psalm 117**

Lobt GOTT, alle Nationen. Rühmt ihn, alle Völker. Denn mächtig über uns ist seine Gnade. Die Treue GOTTes währet ewig. Halleluja!

Lieder

Reformierte Gemeinden haben den großen Vorteil, dass sie **Psalm 86** und **Psalm 117** singen können, denn die vertonten Psalmen aus dem Genfer Psalter bilden den ersten Teil ihres Evangelischen Gesangbuchs.¹⁰

EG 293 »Lobt Gott, den Herrn, ihr Heiden all« (nach Ps 117) zu singen, wie im Perikopenbuch der Liturgischen Konferenz der EKD vorgeschlagen, verbietet sich aus meiner Sicht. Wenn ich predige, dass Gott die Person nicht ansieht, sondern jeder Mensch aus jedem Volk ihm angenehm ist, dann kann ich dem Psalmtext aus Ps 117 nicht christliche Gewalt antun und ihn wieder christozentrisch zurechtbiegen: »dass er euch erwählet hat und mitgeteilet seine Gnad in Christus, seinem Sohne« (zweiter Teil der 1. Strophe)

In den Psalmen der hebräischen Bibel kommt Jesus Christus nicht vor. Sie kommen ohne ihn aus. Warum sollte es in einem vertonten Psalm anders sein?

Eine andere Möglichkeit ist, das Lied EG 293 zu singen und seinen Inhalt kritisch in der Predigt aufzugreifen und auf Antijudaismus zu analysieren.

EG 382 »Ich steh vor dir mit leeren Händen, Herr«

EG 416 »O Herr, mach mich zu einem Werkzeug deines Friedens«

EG 420 »Brich mit den Hungrigen dein Brot«

EG 665 »Liebe ist nicht nur ein Wort«

Evangelium: Lk 7,1-10 (statt, wie vorgeschlagen, Mt 8, 5-13)

Gebete

Das Eingangsgebet nimmt das Thema des Gottesdienstes auf. Es kann als Bußgebet gestaltet werden. Bsp.: Lass uns auf dein Wort hören, Gott, und es weitersagen, so gut wir es können.

Das Fürbittengebet legt Fürbitte für geflüchtete und verfolgte Menschen ein, in der Vergangenheit und der Gegenwart. Beispiel: Wir bitten um Vergebung für die Verbrechen der gewalttätigen Mission von Christen. Gott, wir brauchen dein Wort, damit wir zu Menschen sprechen können. Hilf uns dabei und gib uns gute, heilende Worte. Erbarme dich unser.

-
- 1 Erev rav heißt das »zahlreiche Menschengewimmel« nichtjüdischer Herkunft, das mit Israel aus der Unterdrückung in Ägypten zieht (Ex 12,38). Vgl. das gleichnamige Netzwerk europäischer Christinnen und Christen. Der Verein Erev Rav hat ein Begegnungsort an der Woltersburger Mühle in Uelzen, www.woltersburger-muehle.de
 - 2 Vgl. Schöllkopf, Susanne, 3. Sonntag nach Epiphania: Apg 10, 21-35(36) ... und mit meinem Gott über Mauern springen (Psalm 18,30), in: Predigtmeditationen im christlich-jüdischen Kontext. Zur Perikopenreihe II. Hg. Von Studium in Israel e.V., Berlin 2019, 98.
 - 3 Prantl, Heribert, in: Prantls Blick – die politische Wochenvorschau, »Einmauern – oder den Reichtum teilen? Die Zukunft der Flüchtlingspolitik«, Newsletter der Süddeutschen Zeitung vom 01.12.19; . https://nl-link.sueddeutsche.de/u/gm.php?prm=IoALlnkVv4_783191557_1182746_18017. Der Seenotrettungsverein »Sea Watch« aus Berlin wurde am 29.11.2019 in Osnabrück mit dem Erich-Maria-Remarque-Sonderpreis ausgezeichnet. Prantl hielt die Laudatio.
 - 4 Brief von Néama Kazes an ihre Söhne Maurice und Berto Kazes vom 8.3.1943, Dok. 235, in: Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945, Band 14, Besetztes Südosteuropa und Italien. Bearb. Von Sara Berger u.a. Berlin 2017, 575.
 - 5 A.a.O., 565f.
 - 6 A.a.O., 574.
 - 7 A.a.O., 574f.
 - 8 Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland vom 23. Mai 1949, hg. vom Deutschen Bundestag, Berlin 2016
 - 9 Übersetzung nach Elberfelder Bibel, Witten 2017
 - 10 Evangelisches Gesangbuch, Ausgabe für die Evangelisch-reformierte Kirche (Synode evangelisch-reformierter Kirchen in Bayern und Nordwestdeutschland) u.a., Gütersloh 1996

Psalm 126 nach dem hebräischen Metrum übersetzt

Lorenz Wilkens

- 1 Wenn Gott die Rückkehr zum Zion eröffnet,
wird's uns sein, als träumten wir.
- 2 Dann füllt Lachen uns den Mund, Jubel uns die Zunge.
Und von Volk zu Volk geht die Rede:
Großes hat der Herr für sie getan.
- 3 Ja, groß war es, was er an uns getan hat;
die Freude ist zu uns zurückgekehrt.
- 4 Vollende uns're Rückkehr, Herr,
wie die der Bäche im Süden!
- 5 Die in Tränen säen,
werden Jubel ernten.
- 6 Sie gehen hin und säen aus mit Weinen
und kommen wieder voller Jubel
und bringen ihre Garben.

Liturgie für eine meditative Stunde am Abend des 27. Januars, des Schoah-Gedenktages 2020

Helmut Ruppel

Vorbemerkung: Die »Predigthilfe« zum Januar 2019 »Ein Stolperstein in der Zeit« versammelt ausgewählte Texte zum Thema »Schoah-Gedenktag« aus dem jüngsten Jahrzehnt, vielfältige exegetische, homiletische, liturgische und literarische Impulse auf 135 Seiten. Eine grundlegende theologische Annäherung gibt Christian Stäblein in »Handlung als Haltung – Haltung als Handlung«.

Eröffnung

Worte des Liturgen, der Leser*innen

Musik

Lied

EG 136, 1-2

O komm, du Geist der Wahrheit, und kehre bei uns ein, verbreite Licht und Klarheit, verbanne Trug und Schein

Philipp Spitta, 1833

Stimme 1

Das, was vorher war

Wer es gewusst hat, von Anfang an,
weiß niemand genau. Von denen,
die etwas damit zu tun,
die es getan haben,
kann kaum einer sich daran erinnern.
Obwohl sie es nicht erlebt haben,
können auch andre es nicht vergessen.
Den wenigsten ist es gegeben,
»Keine Ahnung« zu sagen.
Manche Forscher leben davon.
Dass es niemand verstehen kann,
dabei wird es bleiben.
Es soll welche geben,
die es nicht mehr hören können.
Der eine oder der andre

bestreitet es einfach.
Die meisten glauben,
es sei vorbei. Nur selten
sagt eine schwache Stimme
einem ins Ohr,
dass es kein Ende nimmt.

Hans Magnus Enzensberger, 1999, *Leichter als Luft, Moralische Gedichte*

Lied

EG 136,3-4

Unglaub und Torheit brüsten sich frecher jetzt als je, darum musst du uns
rüsten mit Waffen aus der Höh.

*(Schon an dieser Stelle ist ein Gespräch zu den Zeilen von Enzensberger möglich, da jedes
Zeilenpaar repräsentative politische Positionen vertritt. Wer fühlt sich in einer bestimmten
Sicht vertreten? Welche Sichtweisen sind zu erkennen?)*

Stimme II

5. Mose 4, 9a

Der Wochenspruch für den »Tag des Gedenkens an die Opfer des National-
sozialismus« lautet: »Hüte dich nur und bewahre deine Seele gut, dass du
nicht vergisst, was deine Augen gesehen haben, und dass es nicht aus deinem
Herzen kommt dein ganzes Leben lang.«

Liturg

Psalm 126

Der Psalm für diesen 27. Januar: »Wenn der HERR die Gefangenen Zions
erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund
voll Lachens und unsre Zunge voll Rühmens sein...«

Stimme I

In Jerusalem

Mitten auf dem Weg
dieser hundsgewöhnliche Stein,
den jeder haben will,
Gott weiß warum.

Alt sieht er aus,
und mit jedem Pilger,
der auf ihn tritt,
ihn betastet, küsst,

sich den Kopf daran blutig schlägt,
wird er speckiger.

Er stört den Verkehr,
Karren, Koffer und Polizisten,
aber aus dem Weg schaffen
kann ihn niemand.
Er ist schon zu lange da,
seit ewigen Zeiten.

Er ist heilig. Niemand weiß,
wozu er gut ist. Schön
kann man ihn nicht nennen.
Auch einer wie ich,
der ihn nicht brauchen kann,
ist darüber gestolpert.

Hans Magnus Enzensberger

(Offenbar eine sehr frühe Form des Stolper-Steins! Was ist in diesem Jerusalem-Stein »seit ewigen Zeiten« so unumgänglich-anziehend, einem Spalt gleich in die Tiefe der Zeiten? Gottes Gedenkstein? Ein Stör-Stein, nicht aus dem Weg zu schaffen...«in Jerusalem«. Freie (oder doch gebundene?) Assoziationen können bei jeder Zeile sich anmelden! George Steiner spricht vom Judentum als dem kleinen, scharfkantigen Stein in den Schuhen der Menschheit... Israel – der erste »Stein des An-Stoßes« seit Menschengedenken? Kamen die »Zehn Worte« nicht auf Stein-Tafeln zu uns, wie Rembrandt sie malte...?)

Lied

EG 137, I. 4.6

Geist des Glaubens, Geist der Stärke

Gib uns Moses Flehn und Beten um Erbarmung und Geduld,
wenn durch freches Übertreten unser Volk häuft Schuld auf Schuld.
Lass uns nicht mit kaltem Herzen unter den Verdorbnen stehn,
nein, mit Moses heiligen Schmerzen, für sie seufzen, weinen, flehn.

Gib Elias heilige Strenge, wenn den Götzen dieser Zeit
die verführte blinde Menge Tempel und Altäre weiht,
dass wir nie vor ihnen beugen, Haupt und Knie, auch nicht zum Schein,
sondern fest als deine Zeugen, dastehn, wenn auch ganz allein.

Philipp Spitta, 1833

Stimme II

Bekenntnis

Wir bekennen unsere Geduld
wo die Zeit gedrängt hat.
Wir bekennen unsere Höflichkeit
wo Hinstehen gefragt war.
Wir bekennen unsere Ausflüchte
wo mit uns gerechnet wurde.
Wir bekennen,
dass wir Haltung bewahrt haben
wo wir aus der Haut hätten fahren müssen
und dass wir zu verstehen suchten
wo es nichts zu verstehen gab.
Wir bekennen unsere Diskretion
wo wir Klartext reden
und unsere guten Manieren
wo wir auf den Tisch hauen sollten.
Wir bekennen unser Schweigen
wo auf unser Schreien gewartet wird.
Und dass wir unablässig dich bitten
wo die Veränderung in unseren Händen liegt.

Jacqueline Keune, *Scheunen voll Wind, Gebete und Gedichte*, 2016

Liturg

»...wo die Veränderung in unseren Händen liegt«, bekennt die katholische Theologin Jacqueline Keune. »Die Veränderung...« angesichts einer generellen Stimmung der Gereiztheit hochschießender Misstrauensbewegungen, angefüllt mit Betrogenheitsempfindungen, verdrießlichem Fremdenhass und großer Entladungsmasse Verbitterung auf der einen Seite und auf der anderen einer Koalition von entspannten Durchwurstlern und Beobachtungsvirtuosen, denen es wichtiger ist, das Feld zu überblicken als die Welt zu verbessern. Man möchte Enzensberger, dem schon immer großer Anteil an prophetischer Analyse gegeben war, für seinen Buchtitel von 1988 (!) danken: »Mittelmaß und Wahn«, denn da sind wir angekommen nach »Halle« und Thüringenwahl, umstanden von Orban und Salvini, nicht allzu fern Trump und Johnson. Enzensbergers Plädoyer für »Mittelmaß« meint den pragmatischen Idealismus, der auch den Kirchen angesichts ihrer Geschichte vor dem Datum, nicht Fatum, vor dem 27. Januar, gut ansteht. »Wahn« gibt es wahrlich reich-

lich, so lebt eine Partei davon, dass sie dies Eingedenksein löschen will. Das ist eine merkwürdige Periode von 30 Jahren, seit 1989: Alles wird besser und schlechter zur gleichen Zeit und die Welt hat für uns alle weitere Ausmaße angenommen, nennen wir die »Digitalisierung« einmal so. Und nun bekennt eine Schweizer Katholikin: »...dass wir unablässig dich bitten, wo die Veränderung in unseren Händen liegt.«

»Ein Volk ohne Vision geht zugrunde«, hieß eine Arbeit von Dorothee Sölle; in der ersten Ausgabe war angefügt: Prov. 29, 18. In späteren Ausgaben und in der Gesamtausgabe fehlt die Versnotiz; »Wenn ein Volk keine Vision hat, verwildert es; wenn es sich an die Weisung hält, wird es glücklich.« Wie konnte diese Versangabe aus dem Titel verschwinden? Im tiefsten verwandt und grundlegend ist der Vers mit Leo Baecks Worten nach den bösen Jahren. 1949 sagt er in einem Vortrag in Darmstadt zu Judentum und Christentum:

»Auf die Dauer sollte hier nicht nur ein Nebeneinander sein – jedes bloße Nebeneinander kann hier nur zu leicht zu einem Gegeneinander werden. Beide sollten das begreifen, um umeinander willen, aber auch um ihrer selbst willen. Das Judentum sollte nie vergessen, dass aus seiner Mitte das Christentum hervorgegangen ist und dass seine Bibel Besitztum auch des Christentums ist... Je mehr das Judentum sich selber versteht, um so mehr wird es das Christentum, das Große in ihm, begreifen. Und die christliche Kirche sollte nie vergessen, dass es für sie keine Bibel ohne die jüdische Bibel geben kann. Seit den Tagen Markions, gegen den die alte Kirche hatte kämpfen müssen, hat es sich so manches Mal gezeigt, welchen Weg das Christentum geführt wird, wenn das Verständnis hierfür verloren geht oder zurückgedrängt wird; wer es noch nicht gewusst hatte, dem haben die Jahre des Entsetzens, die hinter uns liegen, es kund getan, was vom Christentum übrig bleibt, wenn es der jüdischen Bibel ledig werden will.«

»Wenn es sich an die Weisung hält, wird es glücklich«, so in den »Sprüchen Salomonis«, so Leo Baeck 1949, so wir 2020 »im Angesicht« des 27. Januars, des Schoah-Gedenktages. »Veränderung, die in unseren Händen liegt« kann nur beginnen mit dem gemeinsamen Hören, Lernen und Tun der Weisung. Daraus allein erwächst die Kraft, allem Widrigen zu widerstehen. Welche Gestalt das annehmen kann und muss, ist vielfältig. Theodor W. Adorno hatte schon 1967, wie wir heute wieder lesen können, analytische wie praktische Sichtweisen bereitgestellt. Vor allem hatte er festgehalten: »...dass ja im Jahr 1945 die wirkliche Panik, die wirkliche Auflösung der Identifikation mit dem Regime und der Disziplin nicht, wie etwa in Italien, stattgefunden hat, sondern dass das bis zuletzt kohärent geblieben ist. Die Identifikation mit dem System ist in Deutschland nie wirklich radikal zerstört worden...« Wir denken an den prägnanten Titel »Die Unfähigkeit zu trauern« des Ehepaares Mitscherlich. »Veränderung«, möchte man Frau Keune aufnehmen, liegt für die Kirche allein

im gemeinsamen Hören, Lernen und Tun der Weisung vom Sinai, der analytisch-erinnernden Energie der Propheten, des Trotzgläubens der Psalmen, der verwandelnden Praxis Jesu und der Wegweisung erarbeitenden Apostel. Wo jede Gemeinde anfängt, Schwerpunkte setzt und ihr Profil schärft, muss sie selbst entscheiden.

Entscheidend verbinden kann uns das

Glaubenslied von Gerhard Bauer

*Wir glauben: Gott ist in der Welt,
der Leben gibt und Treue hält.
Gott fügt das All und trägt die Zeit
Erbarmen bis in Ewigkeit.*

*Wir glauben: Gott wirkt durch den Geist,
was Jesu Taufe uns verheißt:
Umkehr aus der verwirkten Zeit
und Trachten nach Gerechtigkeit.*

*Wir glauben: Gott hat ihn erwählt,
den Juden Jesus für die Welt.
Der schrie am Kreuz nach seinem Gott,
der sich verbirgt in Not und Tod.*

*Wir glauben: Gott ruft durch die Schrift
das Wort, das unser Leben trifft.
Das Abendmahl mit Brot und Wein
lädt Hungrige zur Hoffnung ein.*

*Wir glauben: Gottes Schöpfermacht
hat Leben neu ans Licht gebracht,
denn alles, was der Glaube sieht,
spricht seine Sprache, singt sein Lied.*

*Wenn unser Leben Antwort gibt
darauf, dass Gott die Welt geliebt,
wächst Gottes Volk in dieser Zeit,
Erbarmen bis in Ewigkeit. Amen*

Liturg: Fürbitte

Alles, was gut ist
alles, was still und stark
alles, was wärmt und weitet
was den Leib erfreut
das Herz bezaubert
und die Seele birgt
alles, was die Liebe stärkt und das Recht stützt
komme über uns durch uns
in die Welt.

Jacqueline Keune

Liturg: Vater unser

So jemand spricht: »Ich liebe Gott« und hasst doch seine Brüder, der treibt mit Gottes Wahrheit Spott und reißt sie ganz darnieder. Gott ist die Lieb und will, dass ich den Nächsten liebe gleich als mich.

Liturg: Segen

Der Friede Gottes erfülle, beschütze und ermutige dich. Gott segne und behüte dich. Er lasse sein Licht leuchten über dir und begleite dich auf dem schweren, dem schönen Weg durch die Zeiten. Die Kraft seines Geistes lasse dich beweglich werden. Er verleihe uns Frieden gnädiglich. Amen – so sei es!

Musik zum Ausgang, zum Gespräch, zur Gemeinschaft

Auschwitz – Gedenken und Lernen

Über die Internationale Jugendbegegnungsstätte (IJBS) in Oświęcim

Judith Hoehne-Krawczyk

Oświęcim, eine Kleinstadt in Südpolen. Den Meisten bekannt unter dem deutschen Namen Auschwitz und weltweit als das Symbol des Holocaust. Nicht viele wissen, dass die Stadt schon eine über 800-jährige Geschichte hat. Vor dem Zweiten Weltkrieg lebten hier in Oszpicin, der jüdische Name für die Stadt Oświęcim, 8.000 Juden und Jüdinnen bei einer Gesamtbevölkerung von 14.000 Einwohner*innen. Alles änderte sich 1940; als die Nationalsozialisten das Konzentrationslager Auschwitz gründeten. Gleich nach dem Zweiten Weltkrieg trieben Überlebende die Gründung einer Gedenkstätte voran. Im Jahr 1947 wurde im ehemaligen Stammlager das Staatliche Museum Auschwitz-Birkenau eröffnet, um die Verbrechen der Nationalsozialisten für immer in Erinnerung zu behalten.

Im Rahmen der von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste (ASF) organisierten Studienfahrten kamen ab Mitte der 1960er Jahre junge Deutsche nach Auschwitz. Sie hatten zum Ziel, sich intensiv mit der deutschen Geschichte auseinanderzusetzen. Vormittags führten sie Erhaltungsarbeiten auf dem Gelände der Gedenkstätte durch, nachmittags forschten sie in den Archiven und diskutierten mit ehemaligen Häftlingen, die auch Mitarbeiter*innen der Gedenkstätte waren. Einer der Teilnehmer einer solchen Fahrt war Volker von Törne, der spätere Geschäftsführer von ASF. Das Thema Auschwitz ließ ihn nie wieder los. Er träumte davon mit der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste eine Internationale Jugendbegegnungsstätte direkt in Auschwitz zu errichten.

Aber erst die Unterzeichnung des Warschauer Vertrags im Dezember 1970 mit der Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze durch die Bundesrepublik Deutschland und der Kniefall von Willi Brandt in Warschau brachten den Umbruch in den Beziehungen zwischen der BRD und Polen und machten den Bau der Begegnungsstätte realistischer. Dennoch sollte es noch bis zum 7. Dezember 1986 dauern, dass die Internationale Jugendbegegnungsstätte Oświęcim/ Auschwitz (IJBS) – dank des Engagements und finanzieller Unterstützung von ASF, der Stadt Oświęcim, von Überlebenden und vielen Einzelpersonen aus Deutschland und Polen – eröffnet werden konnte.

Der Traum von Volker von Törne hatte sich erfüllt. *»Aufgabe dieser Jugendbegegnungsstätte wird es sein, junge Menschen aus aller Welt, die Auschwitz besuchen, aufzunehmen und ihnen die Gelegenheit zu geben, auf dem Hintergrund von Geschichte, die brennenden Fragen nach Verständigung und Versöhnung zwischen den Völkern zu*



Zofia Posmysz, Auschwitz-Überlebende, im Gespräch mit Jugendlichen

diskutieren. Denn ohne Geschichtsbewusstsein, das auch das Wissen um Auschwitz einschließt, ist Dienst am Frieden nicht möglich« – schrieb von Törne 1979 in seinem Aufsatz »Jugend zwischen Geschichte und Zukunft«. Diese von ihm formulierte »Botschaft« des Hauses ist heute, viele Jahre später, immer noch gültig.

Aus- und mitgestaltet wurde das Haus besonders auch von den Überlebenden. Sie sind diejenigen, die die Idee des Baus des Hauses unterstützt und somit eine unumstrittene Legitimation für seine pädagogische Arbeit gegeben haben. Sie sind diejenigen, die die Art und Form der Modellprojekte des Hauses am meisten beeinflusst haben. Seit der Entstehung der Begegnungsstätte trafen und treffen sie sich mit den jungen Menschen. Sie streben danach, diese von der Notwendigkeit des Vergebens, der Versöhnung und Verständigung zu überzeugen. Die Begegnungen der Jugendlichen mit der Geschichte durch Gespräche mit den Überlebenden sind eine einzigartige Brücke zwischen den Ereignissen von vor 75 Jahren und der Gegenwart.

Heute, da die Möglichkeiten zu den persönlichen Treffen und Gesprächen immer seltener werden, sind die Worte der Überlebenden immer wichtiger und ihre Botschaft eindringlich. Sie fordern uns auf, Verantwortung zu übernehmen. Roman Kent, jüdischer Überlebender von Auschwitz und heute wohnhaft in New York, fand in seiner Rede am 27. Januar 2015 bei der offiziellen Gedenkfeier anlässlich des 70. Jahrestages der Befreiung in der Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau nachdrückliche Worte: »Aber es gibt noch so viel zu tun. Wir müssen alle beteiligt sein und involviert bleiben ... niemand sollte jemals nur Zuschauer sein! Dieser Punkt ist mir so wichtig, dass wenn

ich die Macht dazu hätte, zu den universal akzeptierten zehn Geboten ein elftes hinzuzufügen, es lauten würde: «Du sollst nie, niemals nur Zuschauer sein».

In den Programmen der Internationalen Jugendbegegnungsstätte begleiten die Bildungsreferentinnen die Jugendlichen in dem Prozess durch die Beschäftigung mit der Geschichte von Auschwitz, ein Bewusstsein für Probleme in unserer heutigen Welt zu entwickeln und aus diesem Bewusstsein heraus Verantwortung zu übernehmen. Der erste Schritt im Bildungsprozess besteht in der Konfrontation mit dem authentischen Ort des Konzentrationslagers Auschwitz. Mittels geeigneter Methoden werden den Jugendlichen vielfältige Zugänge zur Geschichte des Ortes eröffnet. Im zweiten Schritt erfolgt die Auseinandersetzung mit Fragen über die Welt, in der wir heute leben, und ihre Zukunft im Kontext von Auschwitz, dem Symbol für das größte Verbrechen der Menschheit. Das Wesen dieses Prozesses kennzeichnet das gemeinsame Gespräch und die Unterstützung der Jugendlichen bei der Entdeckung und Interpretation der historischen Fakten. Dieser Prozess ist zeitm Spannend und niemals abgeschlossen. Treffend formulierte Tadeusz Szymański, ehemaliger Häftling von Auschwitz, langjähriger Mitarbeiter des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau in Oświęcim und Mitinitiator der Internationalen Jugendbegegnungsstätte, diese Prämisse: »Am Anfang eines solchen Aufenthaltes in Auschwitz stehen viele Fragen. Am Ende sind einige bearbeitet. (...) Noch mehr Fragen entstehen während eines Aufenthaltes in Auschwitz-Birkenau und bestimmen die Zeit im Anschluss an den Aufenthalt.«

Es bleibt zu wünschen, dass mehr Menschen die Möglichkeit bekommen, sich auf die (zeit)intensive Beschäftigung und Auseinandersetzung mit diesem Ort einzulassen.¹ Unzählige Einträge im Gästebuch der Begegnungsstätte machen deutlich, dass der Besuch des Ortes und die Teilnahme an dem Programm der Internationalen Jugendbegegnungsstätte die Teilnehmer*innen verändert, wie dieses Zitat beispielhaft zeigen soll: »Der Ort Auschwitz, er bleibt in dir, du trägst ihn mit dir mit.«

1 Jedes Jahr realisiert die Internationale Jugendbegegnungsstätte gemeinsam mit Partnern, vor allem aus Deutschland und Polen, bis zu 200 Programme. Die Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau besuchten im Jahr 2018 2,15 Millionen Menschen, davon 76.000 Besucher*innen aus Deutschland. Der größte Teil der Besucher*innen besichtigt die Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau im Rahmen eines Tagesausflugs von Krakau, die Programme in der Internationalen Jugendbegegnungsstätte dauern meist 4 bis 7 Tage.



Für die ASF ist die IJBS ein besonderer Ort. Dort finden regelmäßig Veranstaltungen von und mit ASF statt. Wenn Sie Interesse an der Teilnahme und Durchführung einer deutsch-polnischen Begegnung oder Gruppenreise in die IJBS haben, wenden Sie sich an unsere Mitarbeiterin Judith Hoehne-Krawczyk, hoehne@asf-ev.de.

Die Programmreferentinnen helfen Ihnen nach der Reservierung des Termins bei der Vorbereitung des Programms und bieten Ihnen organisatorische Hilfe vor Ort an. Die Bildungsreferentinnen begleiten Sie inhaltlich und führen mit Ihrer Gruppe die Einheiten aus unserem Bildungsangebot im Rahmen der Studienfahrten und Seminare durch. Auf der Internetseite der IJBS finden Sie Programmbausteine für die Realisierung von Gedenkstättenfahrten in der IJBS: <http://mdsm.pl/de/bildung/gedenkstaettenfahrten>

AUFENTHALT IN DER IJBS

Die IJBS ist ein Komplex von in einem grünen Garten gelegenen, freistehenden Pavillons, die mit überdachten Laubengängen verbunden sind.

Wir verfügen über 100 Übernachtungsplätze in Zwei-, Drei-, Vier- und Fünfbettzimmern. Jedes Zimmer ist mit einem eigenem Bad, Bettwäsche und Handtüchern ausgestattet. Die Rezeption ist rund um die Uhr geöffnet.

Im Sommer steht Ihnen unser Zeltplatz im Garten der IJBS zur Verfügung, der mit sanitären Anlagen ausgestattet ist.

Unser Haus ist behindertengerecht ausgestattet.

Auf unserem Gelände befinden sich:

- HAUS DER STILLE – Ort der Meditation und Reflexion
- kostenloser Internetzugang (WLAN)
- ein Basketball- und Fußballplatz sowie ein Grillplatz
- ein gebührenfreier, unbewachter Parkplatz

In unserem Konferenz- und Seminargebäude befinden sich:

- vier Seminarräume, ausgestattet mit Multimedia-Technik
- das Forum mit einer Galerie für Großveranstaltungen
- der Speiseraum für 100 Personen
- ein Café mit Patio
- die Bibliothek und Mediathek

Die IJBS bietet an:

- Vorbereitung der Aufenthalte für Studiengruppen
- Verpflegung
- Hotelleistungen
- Transportleistungen
- Vermietung von Konferenzräumen
- Vermietung der Anlage zur Simultan-Übersetzung



ASF und Griechenland

Thomas Heldt

Während der deutschen Besatzung Griechenlands 1941 bis 1944 wurde etwa ein Zehntel der griechischen Bevölkerung ermordet. Die Ausplünderung des Landes führte zu einer schrecklichen Hungersnot. Hunderte Dörfer wurden im Rahmen von willkürlichen Vergeltungsaktionen zerstört, ihre Bevölkerung massakriert. Die jüdischen Gemeinden des Landes wurden ausgeraubt, ihre Mitglieder zur Zwangsarbeit gezwungen und fast 90 Prozent der griechischen Jüdinnen und Juden wurden in Vernichtungslager deportiert und umgebracht.

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste engagiert sich seit ihren Anfängen immer wieder und mit bescheidenen Mitteln und Ressourcen gegen das Vergessen und für eine Anerkennung der deutschen Kriegsschuld gegenüber Griechenland. Im Zentrum stehen die Begegnungen mit Menschen in Griechenland. Viele leiden dort bis heute ökonomisch und auch seelisch an den Folgen der mörderischen Okkupation.

Bereits 1960/61 fanden erste Arbeitseinsätze von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in der Märtyrergemeinde Sérvia (Westmakedonien) statt. 1963 bis 1967 arbeiteten Sühnezeichengruppen auf Kreta in den Märtyrergemeinden Kándanos und Livadá. Aus diesen ersten Kontakten sind viele tragende Beziehungen und Freundschaften entstanden. In den 1980er und 90er Jahren organisierten engagierte Menschen aus dem Umfeld der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste Austauschprogramme zwischen Wolfsburg und Kalávryta (Peloponnes). 1990/91 begann eine Kooperation mit der Orthodoxen Akademie Kretas. 2010 unterstützte Aktion Sühnezeichen Friedensdienste die Kampagne des Arbeitskreises Distomo mit dem Ziel der Entschädigung griechischer Märtyrerdörfer. 2015-2017 fanden Sommerlager in Kastoriá und in der Märtyrergemeinde Kleisoúra (Westmakedonien) statt, 2019 wurde die Zusammenarbeit mit der Orthodoxen Akademie Kretas wieder aufgenommen.

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste unterstützt seit Januar 2019 die Forderungen des Vereins »Respekt für Griechenland« zu »Deutscher Kriegsschuld und Verpflichtungen gegenüber Griechenland«. Gemeinsam fordern wir die Bundesregierung auf, den Anspruch Griechenlands auf Rückzahlung eines vom Deutschen Reich erzwungenen Kredits aus dem Jahr 1942 mit der griechischen Regierung rechtlich klären zu lassen. Weitere Forderungen betreffen das von der deutschen Besatzungsmacht 1942 eingeforderte Lösegeld für jüdische Zwangsarbeiter aus Thessaloniki, welche nur wenige Monate nach ihrer Auslösung ermordet wurden, sowie die Einrichtung eines Fonds zur

nachhaltigen Entwicklung des ländlichen Raums unter besonderer Berücksichtigung von Märtyrerdörfern. Der volle Wortlaut der Erklärung findet sich hier: www.asf-ev.de/respekt-fuer-griechenland

Im Juni 2019 forderte die griechische Regierung von der Bundesrepublik offiziell die Aufnahme von Verhandlungen über Reparationszahlungen. Das griechische Parlament hatte bereits im April eine Resolution verabschiedet, in der Forderungen von bis zu 290 Milliarden Euro erhoben werden. Die Bundesregierung vertritt jedoch – wie schon bei früheren Forderungen – die Ansicht, dass alle Ansprüche abgegolten seien.

Die Gewaltherrschaft des NS in Thessaloniki nach der Darstellung von Leon Saltiel

Lorenz Wilkens

Vorbemerkung

Am 8. November dieses Jahres besuchte ich in Berlin eine Feier zum Gedenken an die Reichspogromnacht von 1938, die an dem Mahnmal für die zerstörte Spandauer Synagoge und die Opfer der Shoah gehalten wurde – am Spandauer Lindenufer. Die Feier wurde nachdenklich und umsichtig von Frau Gudrun O'Daniel-Elmen, der Beauftragten für Erinnerungskultur im Kirchenkreis Spandau, geleitet. Darin berichtete eine Gruppe von Konfirmandinnen aus Siemensstadt über die Geschichte der jüdischen Familie Stein, die im Jahre 1915 an der dortigen Nonnendammallee ein Kaufhaus gegründet hatte. »1931 setzten die Nazis das jüdische Kaufhaus auf die Boykottliste. Seitdem wurde die Familie immer wieder überfallen und schikaniert. In der Reichspogromnacht, 9. November 1938, verhaftete die Polizei Adolf (i. e. Stein – L. W.) und seinen Sohn Erwin. Beide wurden ins Polizeigefängnis am Alexanderplatz verschleppt und dort schwer misshandelt. Vater Adolf starb zwei Wochen später an den Folgen. Sein Sohn konnte nach Ecuador fliehen. Zurück blieben Ehefrau Rosalie und Tochter Luise. Beide wurden ins KZ Theresienstadt deportiert. Nur Rosalie Stein überlebte. Ihre Tochter wurde später in Auschwitz ermordet.«¹

Die Gedenkfeier brachte meine Gedanken unweigerlich auf die Spannung zurück, die darin liegt, dass man das Unsägliche nicht sagen kann – wodurch die Empfindung entsteht, dass man es nicht sagen darf –, und dass man es andererseits sagen muss. Es ist ein Dilemma: Das Unsägliche droht dem Bewusstsein mit Zerreißung; doch wenn es sich dieser Drohung folgend davon abwendet, macht es sich mitschuldig am Fortbestand des Unrechts. Dabei überraschte es mich, dass ich die ruhige Art, wie sich die berichtenden Mädchen in die Personen der Familie hinein versetzten und sie mithin gewissermaßen repräsentierten, als authentisch empfand.

Nach dem Ende der Feier schloss ich mich der Gruppe an, die in die Stadt zurückkehrte. Bauarbeiten an der Wasserstraße zwangen uns, einen schmalen Zug zu bilden. Ich gehörte zu den vorne Gehenden. Wir hatten fast die Breite Straße erreicht, da hörte ich in meinem Rücken eine weibliche Stimme sagen: »Alles erfunden.« Da war es wieder – das Gespenst der Leugnung. Ihre Stimme drückte keine Erregung aus. Sie sprach ruhig, fast wie beiläufig – wie von etwas, mit dem man längst fertig geworden ist.

Man denkt an Morgensterns Palmström: »Weil, so schließt er messerscharf, nicht sein kann, was nicht sein darf«.² Ich denke auch an die soeben vorgeführte Spannung: Von dem Unsäglichen kann man nicht r e d e n – doch nun der Gedankensprung: Also kann es nicht s e i n. Von dem Sog, den dieser Sprung ausübt, wird man frei, wenn man sich auf die Frage einlässt, w i e es denn doch sein konnte, wie man das Betreiben der Shoah sozial, psychologisch, historisch zu verstehen hat. M. E. muss man versuchen, sich einen radikal manichäischen Zustand von Gemüt und Bewusstsein vorzustellen. Ich nenne zwei Momente:

(1) Das individuelle Ich kann sich vom kollektiven nicht unterscheiden; auch für das Individuum gilt nur das kollektive Ideal-Ich, mit dem es nicht verhandeln, dem es nur gehorchen kann, weil es nichts ist als eines seiner Teile.

(2) Dem kollektiven Ich – dem »Volk« – steht ein tödlicher Feind gegenüber, der nichts als Feind ist. Wenn man – das Volk – ihn nicht tötet, so wird man von ihm getötet werden. Das Volk kann mit seinem Feind nicht verhandeln und keine Bündnisse mit ihm schließen; jeder Impuls von Sich-Vertragen wäre Lüge und Selbst-Verrat. Und nun legt sich als besagter Feind das jüdische Volk nicht zuletzt darum nahe, dass es durch die Religion des B u n d e s konstituiert wird – des Bundes zwischen Gott und seinem Volk.³ Das manichäische Bewusstsein kann die dadurch begründete Haltung nur als Lüge und Verrat deuten. »Die« Juden können demnach nichts anderes als lügen und verraten.

Das Zentrum dessen, was dagegen hilft, ist nichts anderes als die Empathie, wie sie zum Erzählen führt und von ihm hervorgerufen wird. Sie entsteht nicht ohne Verbindung mit dem, was offen ist an der Wirklichkeit: dem, worüber nicht entschieden worden ist, der Möglichkeit, der Hoffnung und Sorge, der Zukunft. Dies Interesse mag sich in der Frage artikulieren, wie eine Person, eine Gruppe dadurch zu sich selbst kommt, dass sie die ihr zugängliche – zukommende – Möglichkeit empfindet und in ihrem Sinne handelt. (Daher ist die Hebräische Bibel, die die Dokumente der Religion des Bundes in sich versammelt, vornehmlich eine Sammlung von Geschichten.) Doch die totalitäre – manichäische – Gesinnung des Nationalsozialismus hat den Geist der empathischen Erzählung zerstört; denn sie war auf der Annahme einer absoluten, daher zeitlosen Gegebenheit begründet: der Feindschaft zwischen der – guten – »Volksgemeinschaft« der Deutschen und dem Judentum, das mit seinem bösen Geist die Adern des sozialen Lebens – des »Volkkörpers« – verstopft.

Von der Arbeit des Historikers Leon Saltiel

A. Der Habitus der Darstellung

Leon Saltiel, Ph. D., »Project Manager on Countering Antisemitism for the World Jewish Congress« (deutsch: »Leiter der Projekte des ›Jüdischen Weltkongresses‹, die dem Antisemitismus entgegentreten«), entstammt einer jüdischen Familie, die seit langem in der Hauptstadt von Zentralmakedonien lebt. Wie folgt äußerte er sich in einem Interview mit »Europeana Newspapers«⁴ über seine Arbeit:

»Ich erforsche die Zeit des Zweiten Weltkrieges, wie Thessaloniki, die zweitgrößte Stadt Griechenlands, sie erlebt hat; ich versuche herauszufinden, wie die Stadt damals gehandelt hat – die Institutionen, die Eliten, die Regierung und die deutschen Besatzer. Ich konzentriere mich besonders auf die jüdische Gemeinschaft. 20-25 Prozent der Bürger der Stadt waren Juden; mehr als 90 Prozent von ihnen wurden in das Todeslager Auschwitz deportiert. Dies ist mein Programm: Ich versuche nachzuzeichnen, wie sich das Leben in Thessaloniki gestaltete, die Hauptakteure zu bestimmen – und das, was sie taten.« (aus dem Englischen übersetzt von Lorenz Wilkens)

Ich habe mich mit zwei Aufsätzen von Leon Saltiel beschäftigt: »Two Friends in Axis-Occupied Greece: The Rescue Efforts of Yomtov Yacoel and Asher Moisis«⁵ (deutsch: »Zwei Freunde in dem von den Achsenmächten besetzten Griechenland: Die Rettungsbemühungen von Yomtov Yacoel und Asher Moisis«) und: »Dehumanizing the Dead – The Destruction of Thessaloniki’s Jewish Cemetery in the Light of New Sources«⁶ (deutsch: »Die Entmenschlichung der Toten – die Zerstörung des jüdischen Friedhofs von Thessaloniki im Lichte neuer Quellen«).

Bevor ich mich den geschichtlichen Vorgängen zuwende, die Saltiel beschreibt, möchte ich mich zu der Art seiner Darstellung äußern: Sie ist Erzählung im besten Sinne des Wortes und daher glaubwürdig im Sinne meiner Vorbemerkung – nach drei Aspekten:

a) Die Darstellung wird von Respekt vor dem Begriff der Tatsache charakterisiert; der ruhige Vortrag macht klar, dass sie das, was geschehen ist, der Deutung durch den Leser freigibt. Ich möchte noch eine zweite Wirkung dieser Ruhe nennen: Sie fügt dem Bericht das Angedenken zu – den Zustand, in dem das Bewusstsein sich von den einzelnen Tatsachen distanziert, ohne zu einem fixierenden Begriff des Ganzen hinüber zu springen. Auf diese Weise öffnet es sich der Trauer, nicht jedoch der Wut, die projiziert und schmäht. Es verschließt sich nicht vor dem Möglichkeitssinn und mithin nicht vor der Mehrdeutigkeit des Geschehenen; so empfiehlt es sich dem Gespräch.

b) Die Darstellung Saltiels wird durchgängig von dem Nachweis ihrer Quellen begleitet; so steht sie für die zeitliche, räumliche und sachliche Komplexität der beschriebenen Vorgänge, die man schlechthin nicht hätte ›erfinden‹ können.

c) Der Autor wahrt Zurückhaltung gegenüber den Versuchen einer umfassenden, integralen Erklärung der Shoah – werde sie nun auf politische, soziologische oder psychologische Weise unternommen. Auf diese Weise entspricht er dem Bewusstsein, dass eine solche Erklärung vielleicht unmöglich ist. Dies zieht indessen nicht unweigerlich den Verdacht nach sich, er wolle auf diese Weise die Bedeutung der Shoah mindern. Vor diesem Verdacht bewahrt ihn die außerordentliche Umsicht seiner Darstellung, mit der es ihm gelingt, der beklemmenden Kohärenz der geschilderten Abläufe – die den Leser auf den Gedanken bringen könnte, es handle sich um wahnhafte Phantasien – ebenso gerecht zu werden wie – durch die wissenschaftlichen Nachweise – ihrer Faktizität. Man macht eben eine Sache dadurch, dass man sie nicht versteht, nicht ungeschehen. Und wenn es sich um die Shoah handelt, geht das Unmaß der Projektion nicht auf das Konto dessen, der sie darstellt, sondern auf das Konto derer, die für sie verantwortlich waren. Daher bewundere ich an der Darstellung Saltiels, dass er von der Versuchung frei ist, dem Unmaß der Projektion mit Gegenprojektion zu antworten; ich bewundere die Darstellung, mit der er ihr entgegentritt – in der Mitte zwischen *commitment* und *détachement*.

B. Zwei Beispiele

Ich möchte schließen mit der deutschen Übersetzung von je einer Passage aus den beiden oben angeführten Aufsätzen Saltiels, die ich in sachlicher wie methodischer Hinsicht für exemplarisch halte.

1) *Der Ruf zur Zwangsarbeit* (aus: »Die Entmenschlichung der Toten – die Zerstörung des jüdischen Friedhofs von Thessaloniki im Lichte neuer Quellen«, S. 3-6)

Die erste massive antisemitische Maßnahme nach der Besetzung Thessalonikis durch die deutsche Armee im April 1941 war die Versammlung auf dem Freiheits-Platz am 11. Juli 1942. Die Teilnahme an ihr war befohlen worden; sie galt der Mobilisierung zur Zwangsarbeit. An dem »Schwarzen Sabbath« – unter diesem Namen wurde der Tag bekannt – unterwarf man annähernd 8500 jüdische Männer im Alter von 18 bis 45 Jahren bei sengender Sonne einer demütigenden Gymnastik. Die deutschen Soldaten schlugen die Juden, die sich unglücklich verspätet hatten, rauchten oder es auch nur wagten, sich hinzusetzen.⁷ Diese mit Zwang verbundene Bildung einer Arbeitertruppe galt hauptsächlich der Bautätigkeit.

Die Maßnahme ging auf eine Initiative des deutschen Hauptquartiers in Thessaloniki zurück: »Nach dem Vorschlag der Abteilung für Verwaltung und Wirtschaft«⁸, »der weder aus Berlin noch von dem Referat Eichmann stammte«.⁹ Die Beschränkung auf Juden könnte von Oberst Athanasios Chrysochoou¹⁰ nahegelegt worden sein. Er klagte gegenüber den Deutschen: »Die Juden sind – im Gegensatz zu dem größten Teil der Bevölkerung – nicht zur Arbeit oder zu entsprechenden Beiträgen verpflichtet.«¹¹

Ein Teil des Beweismaterials scheint in diese Richtung zu zeigen. Am Anfang richteten sich in dem von Deutschland besetzten Thessaloniki Maßnahmen der Zwangsarbeit auf junge Männer gleichgültig welcher Religion. Tatsächlich wurden den Juden einige Ausnahmen gewährt; zum Beispiel wurden pro Gemeinde fünf Männer freigestellt, weil sie für das tägliche Gebet benötigt wurden.¹² Es ist jedoch nicht klar, wie viele jüdische Männer in diesen frühen Tagen tatsächlich zur Zwangsarbeit rekrutiert wurden.¹³

Ein weiterer Hinweis auf die örtliche Herkunft dieser Initiative liegt in der Tatsache, dass die Ereignisse auf dem Freiheitsplatz ohne direkte Instruktionen aus Berlin stattfanden. SS-Obersturmführer Friedrich Suhr, Rechtsberater in dem Büro von Eichmann, war wahrscheinlich in der Zeit dieser Ereignisse über sie nicht informiert.¹⁴ Erst einige Wochen später berichtete er über sie der Abteilung des Auswärtigen Amtes für jüdische Angelegenheiten. Er führte sie auf eine Aktion des deutschen Kommandanten von Ägäisch-Saloniki zurück und erwähnte die Zustimmung von Vassilios Simonidis, dem damaligen Generalgouverneur von Makedonien und höchsten griechischen Beamten der Region.¹⁵

In den folgenden Wochen – bis Ende August 1942 – wurden mehr als 3500 jüdische Männer rekrutiert und in verschiedene Teile Griechenlands entsandt – zum Bau von Straßen, Eisenbahnlinien, Flughäfen und zum Bergbau. Die meisten von ihnen waren niemals zu solch schwerer Bauarbeit angestellt worden; sie waren alles andere als qualifiziert. Viele litten unter dem strengen Regime der harten Arbeit sowie unter mangelhafter Ernährung und Hygiene. Als die ersten von ihnen tot nach Thessaloniki zurückgebracht wurden, führte das unter den Juden zur Empörung. Die jüdische Gemeinschaft verlangte von der Leitung, die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Arbeiter zu verbessern.¹⁶

Am 20. August 1942 bat Ioannis Miller, der levantinisch-zivile Vertragspartner, der für die meisten dieser Arbeitsvorhaben zuständig war, die Gemeinschaft, die Zuständigkeit für die Angelegenheiten der Zwangsarbeit zu übernehmen. Am 29. August wurde ein Protokoll unterzeichnet, demzufolge einige jüdische Zwangsarbeiter von der Zwangsarbeit befreit wurden – gegen Entrichtung eines Lösegelds.¹⁷

Als der Winter sich näherte, nahm die Belastung zu. Der Rechtsberater der jüdischen Gemeinschaft, Yomtov Yacoel, stattete am 1. Oktober verschiedenen Baustellen einen Besuch ab und erlebte dabei aus erster Hand die elenden Verhältnisse, unter denen hier gearbeitet werden musste. Danach schlug Miller vor, die jüdischen Zwangsarbeiter gegen qualifizierte griechische auszu-tauschen und diese von der jüdischen Gemeinschaft entlohnen zu lassen. Man entschied, Miller solle diese Idee den Deutschen vortragen, während Yacoel die Angelegenheit weiterhin prüfen werde.

Am 13. Oktober fand zwischen den Ältesten der Gemeinschaft und Dr. Maximilian Merten, dem 31 Jahre alten deutschen Offizier, der für die zivilen Angelegenheiten zuständig war, ein erstes Treffen statt – im Keller »Matanoth Laevionim«, der Suppenküche der jüdischen Gemeinschaft. Merten schlug für die Ersetzung der jüdischen Zwangsarbeiter durch andere eine Gebühr von drei bis fünf Milliarden Drachmen vor. Diese große Geldsumme, die er verlangte, war der einzige Haken des Plans – zumal sie in solch kurzer Zeit aufgebracht werden sollte.

Am nächsten Tage kam der Leitende Rabbiner, Zvi Koretz¹⁸, mit dem Kontraktor Miller zusammen und bat ihn, ihm bei der Ermäßigung der Summe zu helfen. Das Treffen hatte zum Ergebnis, dass die jüdische Gemeinschaft bereit war, zwei Milliarden Drachmen zu bezahlen, die sie für angemessen hielt. Während der zweiten Zusammenkunft mit der Leitung der Gemeinschaft am 15. Oktober billigte Merten die Summe von zwei Milliarden, in bar zu bezahlen¹⁹, fügte jedoch eine weitere Bestimmung hinzu: Die Zerstörung des alten jüdischen Friedhofs von Thessaloniki, für dessen Grundstück man den Wert von eineinhalb Milliarden Drachmen veranschlagte.²⁰

2) Aus: *Zwei Freunde in dem von den Achsenmächten besetzten Griechenland: Die Rettungsbemühungen von Yomtov Yacoel und Asher Moisis (nach der angegebenen englischen Ausgabe S. 10-14)*

Erst nach dem Beginn der Deportationen (der in Thessaloniki lebenden Juden – L. W.) wurden die führenden christlichen Kreise in Athen auf das Los der Juden Thessalonikis aufmerksam; es ging wesentlich auf den Druck zurück, den angesehene Juden wie Moisis ausübten. In den ersten Monaten des Jahres 1943 verschlimmerte sich ihre Lage – und dies besonders nach der Ankunft der SS Anfang Februar und der Ausführung einiger gegen die Juden gerichteter Maßnahmen. Mit Telefonanrufen und Reisen hielten die Juden Thessalonikis ihre athenischen Partner über die örtlichen Entwicklungen auf dem laufenden. Als die Nachricht, die Entscheidung über den Beginn der Deportation der Juden Thessalonikis sei gefallen, Athen erreichte – es war am Abend des Sams-

tags, des 13. März 1943, und der erste Zug nach Polen sollte die Stadt am 15. März 1943 mit 2600 Seelen verlassen –, mobilisierte sie mehr als fünfzig Juden, die von Thessaloniki nach Athen gezogen waren.²¹ Zu der Leitung des »Secret Rescue Committee« (des »Geheimen Rettungsausschusses«) gehörten fünf oder neun Personen – so nach verschiedenen Zeugnissen aus der Nachkriegszeit.²² Diese Gruppe war bemüht, vor den deutschen, italienischen und griechischen Behörden, der Kirche, dem Roten Kreuz, dem Widerstand und den angesehenen pädagogischen und kulturellen Institutionen sowie den Berufsverbänden für die Juden von Thessaloniki einzutreten. Etwas pompös beschreibt Michael Molho die Reichweite ihrer Mobilisation: »Wissenschaftler, Autoren, Professoren, Journalisten, Ärzte, Anwälte, Industrielle, Kaufleute, Führer politischer Parteien – alle Angesehenen, die in der Hauptstadt vorhanden waren, zugleich Kopf und Herz des Landes, unternahmen die Verteidigung der Juden und traten dem provozierenden Fanatismus der Besatzer entgegen – auf die Gefahr hin, selbst zu Zielen des Ärgers und der Repressionen der Henker dadurch zu werden, dass diese sich in ihrer destruktiven Arbeit gestört fühlten.«²³

Von Athen aus verfolgte Asher Moisis die Entwicklungen in Thessaloniki genau – in enger Verbindung mit Yacoel. Am 13. März rief Yacoel Moisis an²⁴, um ihn auf die beunruhigenden Entwicklungen aufmerksam zu machen.²⁵ Als dieser erfahren hatte, dass Deportationen bevorstünden, rief er am nächsten Tag, Sonntag, dem 14. März 1943, den griechisch-orthodoxen Erzbischof Damaskinos von Athen an – in seiner Wohnung in Psychiko. Er informierte ihn, und Damaskinos verschob eine kleine Kehlkopf-Operation, die in seiner Residenz vorgenommen werden sollte, um mit einer jüdischen Delegation zusammenzutreffen. Noch an demselben Tage kam Moisis mit ihm zusammen – begleitet von Albert Amarilio und Daniel Alhanati.²⁶

Ferner rief Damaskinos Lina Tsaldari an, die Ehefrau des ehemaligen griechischen Premierministers Panagis Tsaldaris, für dessen Partei Moisis bei den Wahlen des Jahres 1936 kandidiert hatte. Sie kamen in dem Athener Bezirk Kolonaki zusammen; sie half ihm, sich für den folgenden Tag mit dem griechischen Premierminister Konstantinos Logothetopoulos zu verabreden.²⁷ Der lebte von 1878 bis 1961; er hatte in Deutschland Gynäkologie studiert und eine deutsche Frau geheiratet, die mit Feldmarschall Wilhelm List verwandt war. Das Amt des Premierministers hatte er am 2. Dezember 1942 angetreten. Er war kein Politiker im traditionellen Sinn, aber in den sozialen Kreisen Athens bekannt.²⁸

Nach seiner Begegnung mit Moisis verfaßte Erzbischof Damaskinos einen Brief an die Delegation des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes (ICRI)

in Athen. In diesem Brief schilderte er zunächst en détail die bisherigen anti-semitischen Maßnahmen; dann nahm er Bezug auf die zirkulierenden Gerüchte, die von Massendeportationen der Juden Thessalonikis sprachen. Auch unterstrich er die sehr mangelhafte Ernährung der Bevölkerung und bat das ICRC, tätig zu werden, »damit die 50 000 menschlichen Wesen, die ihre Hände nach [dem ICRC] ausstrecken und es anflehen, nicht sterben müssen.«²⁹ Ähnliche Appelle schickte Damaskinos auch an Logothetopoulos.³⁰

Noch am 15. März kam Moisis mit Logothetopoulos zusammen, begleitet von zwei weiteren Mitgliedern des Komitees und Konstantinos Tsaldaris, einem Neffen von Panagis Tsaldaris, der ebenfalls Politiker war. Er forderte Logothetopoulos auf, sich gegen die Deportation der Juden von Thessaloniki zu wenden. Der antwortete, er wisse von der Angelegenheit nichts.³¹ Moisis und andere Mitglieder des Komitees wandten sich auch an andere einflußreiche Persönlichkeiten Athens, an Minister der Regierung und politische Führer. Während dieser Zusammenkünfte suchten die jüdischen Delegationen ihre Gesprächspartner von den Entwicklungen in Thessaloniki zu unterrichten; dazu legten sie den griechischen Behörden mehrere Vermerke vor. Der erste, der das Datum des 15. März trug, ging allen Mitgliedern des Kabinetts zu.³²

Darin heißt es: »Es ist nicht begreifbar, dass eine solch große Zahl griechischer Bürger aus dem Lande hinaus befördert werden soll ohne Wissen der ihrem Volk für das Land verantwortlichen Regierung.« Außerdem: »Wenn [...] das jüdische Element von Thessaloniki als unerwünscht angesehen wird, sollte die griechische Regierung von ihm verlangen, dass es sich ergibt, damit es für seinen Transport in andere Gebiete des griechischen Territoriums sorgen kann.«

Logothetopoulos suchte sich über die Entwicklungen in Thessaloniki durch Kontakt mit Vassilios Simonidis, dem Generalgouverneur von Makedonien und höchsten Repräsentanten der griechischen Regierung in der Region, zu informieren.³³ Er war von dem Athener Komitee bereits gut informiert und auf die verschiedenen geplanten Maßnahmen hingewiesen worden. Am 15. März kam es zu einer zweiten Begegnung zwischen Logothetopoulos und Moisis. Dabei versuchte der Premierminister, sich von jeglicher Verantwortung freizusprechen und beschuldigte die Juden der Tatenlosigkeit.³⁴ Moisis, der gemeinsam mit Tsaldaris, Rabbi Barzilay von Athen und Albert Marilio³⁵ teilnahm, schrieb dazu:

»Ich protestierte energisch dagegen, dass er als Premierminister den Transport von Griechen zum Gemetzel in Verbrennungsöfen zuließ.³⁶ Ich schrie ihn mit aller Kraft an: Das Mindeste, was er als Premierminister Griechenlands von

den Deutschen fordern müsse, sei der Bau von Konzentrationslagern innerhalb von Griechenland – anstatt die Deportation ins Ausland zuzulassen. Andernfalls müsse er zurücktreten. Logothetopoulos stand; man fand ihn allein auf seinem Stuhl – wie davongefegt durch meine Worte.«³⁷

Am Ende der zweiten Zusammenkunft antwortete Logothetopoulos Moisis, er werde alles tun, was möglich sei.³⁸ Am Abend desselben Tages rief Tsaldaris Moisis in sein Büro; er soll ihm gesagt haben, Logothetopoulos habe sich entschlossen zurückzutreten – doch erst nach zehn Tagen, um Hitler nicht erkennen zu lassen, dass er wegen der Deportationen zurückgetreten sei.³⁹ Außerdem befragte Logothetopoulos weiterhin die deutschen Behörden nach den Ereignissen in Thessaloniki und nach ihren Absichten; er sagte, er fertige eine Reihe mündlicher Darstellungen an.⁴⁰ Das Unbehagen der Deutschen über seine Interventionen nahm dermaßen zu, dass der Besuch von Dieter Wisliceny aus Thessaloniki notwendig wurde – dem für die Deportationen verantwortlichen Offizier der SS. Er fand – auf Ersuchen durch den deutschen Generalbevollmächtigten Günther von Altenburg – am 16. März 1943 statt, während der entscheidenden Zeit, in der die Deportationen soeben begonnen hatten.

Auf Wunsch Altenburgs wurden Premierminister Logothetopoulos die anti-jüdischen Maßnahmen vorgestellt. Er wird aber durch seine Ämter bereits hinreichend informiert worden sein. So hatten sich in der Politik wirksame Persönlichkeiten wie Damaskinos, der Erzbischof von Griechenland, gegen die jüdische Emigration gewandt. Die Diskussion mit Logothetopoulos hatte ihn vollkommen überzeugt und seine Zweifel zerstreut.⁴¹

In seinem Telegramm könnte Wisliceny versucht haben, ein positiveres Bild zu zeichnen, um seinen Vorgesetzten zu zeigen, dass er die Situation unter Kontrolle habe.⁴²

Gleichwohl setzten die Juden in Athen ihre Arbeit fort, steigerten sie und ließen mehr Personen daran mitwirken. Griechische Politiker⁴³ forderten Logothetopoulos auf, »das Leben, die Ehre und die materiellen Interessen der griechischen Bürger mosaischen Glaubens in Thessaloniki zu schützen.«⁴⁴ Nach Molho wurde dies Memorandum von »Persönlichkeiten der Politik und höheren Rängen der Nation bekräftigt.«⁴⁵ Darin erwähnte der griechische Premierminister »verzweifelte Appelle der beteiligten Seiten« sowie von allen Schichten der griechischen Gesellschaft.⁴⁶ Er bat den deutschen Generalbevollmächtigten, »einzuschreiten und die Maßnahmen der Auslöschung zurückzunehmen«, die sich gegen die Juden von Thessaloniki richteten, welche »zur Vernichtung verurteilt« seien; ferner bat er darum, dass jene, die bereits

deportiert worden seien, zurückgebracht würden. Logothetopoulos fügte den oben erwähnten Appell der politischen Führer Griechenlands in Kopie bei.

Weitere Bemühungen der engagierten Juden und der politischen Leitung Athens übten auf die griechische Regierung besonderen Druck aus und zwangen Logothetopoulos, den deutschen Behörden am 22. März 1943 einen zweiten Protestbrief zu senden.⁴⁷ In diesem neuen Brief⁴⁸ versuchte Logothetopoulos, viele von den Beschuldigungen zu beantworten, die in dem Memorandum der führenden griechischen Politiker enthalten waren. Er betonte seinen energischen Protest gegen die »Maßnahmen zur Vernichtung« der Juden von Thessaloniki. Auch prangerte er die Kollaboration an, die der griechische Gouverneur Makedoniens, Vassilios Simonidis, den Nazis entgegenbringe und »die seitens der griechischen Regierung überhaupt keine Billigung erfährt«.⁴⁹ Am Schluss wiederholte er seinen Appell, die Maßnahmen aufzugeben und bot die Hilfe der Regierung zu zeitweiligen Aktionen an, die den Juden von Thessaloniki weder Hunger noch Deportation ins Ausland bescheren würden (er bezog sich auf Vorschläge einer Umsiedlung innerhalb des Landes, die er mit den Deutschen mündlich besprochen haben muss). Nach seinem Berater, der den zweiten Brief entworfen hatte, erhielt man von den deutschen Behörden keine Antwort.⁵⁰ Seine Kritiker hielten ihm vor, dass er ohne Antwort blieb; einige bezweifelten sogar, dass er wirklich abgesandt worden sei.⁵¹

Nachbemerkung

Keine Antwort von den Deutschen – nur die Folge: Von den 50 000 Juden, die in Thessaloniki gelebt hatten, wurden 45 000 (90 Prozent) in Auschwitz ermordet.

-
- 1 Zitat von https://www.berliner-woche.de/siemensstadt/c-kultur/mahnmale-an-familie-stein_a21f6124
 - 2 Dies der Schluss des Gedichts »Die unmögliche Tatsache«. In: Christian Morgenstern, Gesammelte Werke in einem Band. Herausgegeben von Margareta Morgenstern. München 1965, S. 262f.
 - 3 Der Religionsphilosoph Klaus Heinrich spricht vom Bündnis mit Gott, als dem »Triebgrund der Wirklichkeit«; cf. seine Dahlemer Vorlesungen Band 4: vom Bündnis denken. Religionsphilosophie. Frankfurt am Main 2000.
 - 4 <http://www.europeana-newspapers.eu/qa-with-newspaper-researchers-leon-saltiel/>
 - 5 Journal of Genocide Research 2019 DOI: 10.1080/14623528.2019.1636563
 - 6 Yad Vashem Magazine, Vol 75, 2014
 - 7 Yacoel, Memoirs (Erinnerungen), p. 58.

- 8 S. Bundesarchiv/Militärarchiv RW 29/109, Bericht vom 30. Oktober 1942. Ich verdanke Maria Vassilikou eine Kopie dieses Dokuments.
- 9 Hans Safrian, Eichmann's Men. Cambridge – Cambridge University Press – 2010, S. 153.
- 10 Sein offizieller Titel war ›Generalinspekteur der Präfektur‹. Es handelte sich um einen bedeutenden, ranghohen Mitarbeiter der griechischen Verwaltung der Region.
- 11 Hagen Fleischer, Crown and Swastika: Greece during the Occupation and the Resistance (›Krone und Hakenkreuz: Griechenland in der Zeit der Okkupation und des Widerstands‹) 1941-1944. (In griechischer Sprache erschienen). Athen 1995, S. 303-304. [...]
- 12 Thessaloniki History Centre, General Records of the City of Thessaloniki (›Historisches Zentrum von Thessaloniki, Allgemeine Berichte aus der Stadt Thessaloniki‹), 1943, f. 2 sub. 3: Civil Mobilization of the Citizens of Thessaloniki for Guarding Railway Lines (›Mobilisierung der Bürger von Thessaloniki zur Bewachung von Eisenbahn-Linien.‹) [...]
- 13 Auf den Listen der Namen der an der Mobilisierung Beteiligten, die in der örtlichen Presse veröffentlicht wurden, begegneten kaum Namen von Juden. Vgl. z. B. die Zeitung Apogevmatini vom 7. und 9. Juli sowie vom 5. Dezember 1942.
- 14 An demselben Tage, dem 11. Juli 1942, sandte Suhr ein Telegramm an das Auswärtige Amt in Berlin, das die Ereignisse auf dem Freiheitsplatz nicht erwähnte. [...] Daniel Carpi meint ebenfalls, dass Suhr von den Ereignissen wahrscheinlich nichts wußte. S. Daniel Carpi, Notes on the History of the Jews in Greece during the Holocaust Period: The Attitude of the Italians (›Bemerkungen zur Geschichte der Juden in Griechenland in der Zeit des Holocaust: Die Haltung der Italiener (1941-1943)‹). In: Haim Ben-Shahar, Festschrift in Honor auf Dr. George S. Wise (›Festschrift zu Ehren von Dr. George S. Wise‹). Tel-Aviv: Tel-Aviv University Press 1981, p. 55.
- 15 Dublon-Knebel, German Foreign Office Documents, Telegram S. 29, Suhr to Rademacher, August 18, 1942, p. 105. (›Dokumente des deutschen Auswärtigen Amtes, Telegramm S. 29, Suhr an Rademacher, 18. August 1942, S. 105.‹) Am 6. August 1942 kablete der italienische Generalkonsul in Thessaloniki, Guelfo Zamboni über diese Ereignisse an die diplomatische Vertretung Italiens in Athen. Er erkundigte sich über Simonidis, der ihm gesagt hatte, er sei über die deutschen Absichten bezüglich des Juden-Problems nicht im Bilde und beschränke sich auf die Ausführung dessen, was von ihm verlangt werde. S. Daniel Carpi (ed.), Italian Diplomatic Documents on the History of the Holocaust in Greece (1941-1943). (›Dokumente italienischer Diplomaten zu der Geschichte des Holocaust in Griechenland 1941-1943‹). Tel Aviv, Diaspora Research Institute, The Chair in the History and Culture of the Jews of Salonika and Greece (›Institut zur Erforschung der Diaspora – Geschichte und Kultur der Juden von Salonika und Griechenland‹), Tel Aviv University (Universität Tel Aviv) 1999, pp. 102-104.
- 16 Yacoel, Memoirs, p. 63. Zu der Zahl der dabei Gestorbenen sagte Marx Merten 1961 in einer Aussage während des Eichmann-Prozesses: ›Die Sterblichkeitsrate war hoch; ich glaube, dass die Zahl, die Michael Molho in seinem Buch ›In memoriam‹ angibt – 12 Prozent in zweieinhalb Monaten – zu niedrig ist.‹ (The testimony of Max Merten, Part 1 of 3, The Nizkor Project – ›Das Zeugnis von Max Merten, Teil 1 von 3: Das Nizkor-Projekt‹; www.Nizkor.org/hweh/people/e/eichmann-adolf/transcripts/Testimony-Abroad/Max_Merten-01.htm).
- 17 Yacoel, Memoirs, p. 65-66.
- 18 Rabbiner Zvi Koretz (1894-1945) ist in Rzeszów, Polen (damals zum habsburgischen Reich gehörend) geboren; er studierte in Wien und Berlin. Im Jahre 1933 wurde er zum Leitenden Rabbiner von Thessaloniki ernannt; man erhoffte sich von ihm eine Modernisierung der Gemeinde. Seine Deutschkenntnisse qualifizierten ihn zum Unterhändler mit den Deutschen. Am 11. Dezember 1942 ernannten sie ihn zum Präsidenten der jüdischen Gemeinschaft. Nach dem Krieg beschuldigten ihn Überlebende, er habe die gegen die Juden gerichteten Pläne der Deutschen gefördert. Seine Rolle ist immer noch umstritten.
- 19 Zum Vergleich: Im Dezember 1942 betrug der Tageslohn eines normalen Arbeiters 3000 Drachmen und der eines Handwerkers 5000. Die Stadtgemeinde bezahlte den Juden, die Zwangsarbeit leisteten, in ihrer Abteilung für Straßenbau 1000 Drachmen am Tag. Auf diese Weise entsprachen die zwei Milliarden Drachmen etwa 700 000 Tageslöhnen eines normalen Arbeiters. S.: Geschichtszentrum von Thessaloniki, Allgemeiner Bericht der Stadt Thessaloniki, 1943, f. 6, sub. 2, Abteilung für technische Dienste.

- 20 In seiner Aussage bei dem Prozess gegen Eichmann argumentierte Merten, die Entscheidung, den Friedhof zu zerstören, »befand sich im Einklang mit einem griechischen Gesetz von 1936«. (Testimony of Max Merten – »Zeugnis von Max Merten« – Part 2 of 3, The Nizkor Project – www.org/hweb/people/e/eichmann-adolf/transcripts/Testimony-Abroad/Max_Merten-022.htm.) Wahrscheinlich meinte Merten das Gesetz 890 vom 11. Oktober 1937. Es ist bemerkenswert, dass er sich selbst als Erfüller der griechischen Vorkriegsgesetze betrachtete.
- 21 Molho und Nehama, In Memoriam, S. 139.
- 22 Zeugnisse von Albert Amarilio und Izhak Hanan, zit. in: Karina Lampsas and Yacov Schibi, *Diasosi (Die Rettung)*. Athen: Kapon 2012, S. 289-292.
- 23 Molho and Nehama, In Memoriam, a. a. O. S. 139.
- 24 Er hatte die Telefonnummer 29-64. Diese wurde später übertragen auf das Amt des Director of the Special Agency for the Custody of Jewish Property (»Direktors der Besonderen Agentur zur Aufsicht über jüdisches Eigentum (YDIP)«). S. Archiv des US Holocaust Memorial Museum, 14. Dezember 1943.
- 25 Archiv von Yad Vashem, Aktenfaszikel o.33/1147: »Salonika: Report of Asher Moisis – President of the Jewish Community, 2« (»Salonika: Bericht von Asher Moisis, dem Präsidenten der jüdischen Gemeinschaft«).
- 26 Zeugnis von Asher Moisis während des Prozesses gegen Max Merten am 17. Februar 1959. In: Moisis, Klirodotima, 78f. In seinem Zeugnis gibt Moisis fälschlicher Weise das Datum des Vortages an: 13. März 1943. Amarilio vertrat das Komitee vor dem Erzbischof und dem Roten Kreuz. Er stellte auch die Verbindung mit der katholischen Kirche Athens her; durch ihn wurde ein Appell an den Papst geschickt. Alhanati war Anwalt und vertrat die Jüdische Gemeinschaft von Thessaloniki in Athen. Er stellte die Verbindung mit dem von Notablen um den Erzbischof herum gebildeten Komitee her, von dem später zu berichten sein wird. S. Lampsas und Schibi, *Diasosi (»Rettung«)*, S. 289-91. S. JOURNAL OF GENOCIDE RESEARCH 11.
- 27 S. Moisis, Klirodotima, S. 79.
- 28 Mehr über Logothetopoulos s. in den Artikeln von Gerasimos Rigatos und Vaios Kalogrias in der Sonderausgabe der Zeitschrift »Istoria« 584 (Februar 2017, S. 37-60).
- 29 Auf dem Umschlag des Briefes, mit dem die Delegation des ICRC den seinen von Athen nach Genf weiterschickte, findet sich das Datum des 15. März 1943; der Text befindet sich im Archiv des ICRC, G. 59/8/53-341 – in französischer Übersetzung.
- 30 S. das Telegramm von Wisliceny, das später erörtert werden wird.
- 31 Moisis, Klirodotima, a. a. O., S. 79. S. Auch Molho und Nehama, In Memoriam, a. a. O. S. 141. Auch hier gibt Moisis fälschlich das Datum des 14. März an.
- 32 CSIC – Molho-Archiv ATN/MM/020: »The Implementation of the Racial Laws against the Greek Jews of Thessaloniki and the Duty of the Greek Government to that Effect« (»Die Anwendung der Rassengesetze auf die griechischen Juden von Thessaloniki und die diesbezügliche Pflicht der griechischen Regierung«). An der linken oberen Ecke der ersten Seite steht handschriftlich: »Note given to each of the ministers of the [Logothetopoulos] government (»Notiz an alle Minister der Regierung Logothetopoulos«, [15. März – »15. März«] 1943«. Auf dem Dokument steht fälschlicherweise der Name »Rallis« und es verlegt das Ereignis in den April 1943, denn in dem Text wird festgestellt, es sei an dem Tage verfaßt worden, an dem der erste Zug von Thessaloniki abfuhr. Dies Dokument wird in »In Memoriam« nicht erwähnt. Im Juni 1947 wurden vom »Central Board of Greek Jewish Communities« (»Zentralbüro der griechisch-jüdischen Gemeinschaften«) Kopien an Molho übergeben.
- 33 S. Moisis, Klirodotima, a. a. O., S. 79.
- 34 Vgl. die Bezugnahme auf das zweite Treffen in: Molho und Nehama, In Memoriam, S. 141.
- 35 Archiv von Yad Vashem, Aktenfaszikel o.33/1147: »Salonika: Report of Asher Moisis – President of the Jewish Community« (»Salonika: Bericht von Asher Moisis – dem Präsidenten der Jüdischen Gemeinschaft«), 3.
- 36 Es ist sehr unwahrscheinlich, dass Moisis damals schon von der Existenz der Verbrennungsöfen wußte.
- 37 Rafail Moisis, »Asher Moisis«, *Chronika* 34, no. 231 (Januar bis März 2011): 9-10. Eine andere Version dieser Worte lautete (von mir übersetzt – L. W.): »Wenn die Juden sterben, wenn sie zu

ihrem Tode gehen müssen, dann haben sie das Recht, von der griechischen Regierung zu erbitten, dass sie im Lande sterben dürfen und nicht außer Landes an einen unbekanntem Ort gehen zu müssen.« Yad Vashem-Archiv, Aktenfaszikel o.33/1147: »Salonika: Bericht von Asher Moisis – Präsident der Jüdischen Gemeinschaft« 3.

38 Moisis, »Asher Moisis«, a. a. O., 9-10.

39 Ebendasselbst.

40 Konstantinos Logothetopoulos, *Idou I Alitheia* [Dies ist die Wahrheit]. Athen 1948, S. 97.

41 Public Records Office, HW5/225/CX/MSS/2327, 29. bis 31. März 1943: Telegramm Wislicenys an Eichmann, abgefangen vom Britischen Geheimdienst am 21. März 1943.

42 Apostolou, der als erster dies Telegramm veröffentlichte, behauptete, Wislicenys könnte versucht haben, Altenburg die Schuld zu geben. S. Apostolou, »Exception« (»Ausnahme«), S. 182.

43 Dazu könnten gehört haben: Konstantinos Tsaldaris, Georgios Kafandaris, Themistoklis Sofoulis, Stylianos Gonatas, Georgios Papandreou, Alexandros Mylonas, Theodoros Tourkovassilis und Petros Rallis – vor dem Kriege Führer der politischen Parteien – sowie weitere angesehene Persönlichkeiten. S. das historische Archiv der Stiftung Konstantinos G. Karamanlis.

44 Der Inhalt dieses Briefes wurde von Logothetopoulos am 18. März 1943 in einem Brief an Altenburg erwähnt. S. JOURNAL OF GENOCIDE RESEARCH 13.

45 Infolge all diesen Drucks sandte Logothetopoulos am 18. März 1943 einen Protestbrief an den deutschen Generalbevollmächtigten Altenburg.

46 Nach Georgios Farmakidis, einem Berater von Logothetopoulos, gehörte dazu ein Memorandum, verfaßt von einer Gruppe von Bürgern, denen der in Thessaloniki lebende Politiker Nikolaos Tzermias vorstand. S. Georgios Farmakidis, *Pepragmena tis para to Prothipourgo Ypiresias Antapokriseon meta ton Germanikon Arhon kata tin Katohin* [Handlungen des Korrespondenz-Dienstes des Premierministers gegenüber den deutschen Behörden während der Besatzung]. Athen 1957, S. 10. Eine Kopie dieses Memorandums wurde nicht gefunden.

47 Molho und Nehama, In Memoriam, a. a. O., S. 144. An demselben Tage bestellten der italienische und der deutsche Generalbevollmächtigte Ioannis Rallis ein und trugen ihm an, Premierminister zu werden. Sie erklärten dazu: »Die Regierung Logothetopoulos wird mit den inneren Problemen nicht fertig.« S. Georgios Rallis (ed.), *O Ioannis D. Rallis omilei ek tou tafou* [Ioannis Rallis spricht aus dem Grabe]. Athen 1947, S. 35.

48 Eine Kopie dieses Briefes s. In Logothetopoulos, *Idou*, S. 99-102. Eine weitere Kopie dieses Briefes findet sich in HAKKE, Archiv Konstantinos Tsaldaris, 8/1/10/1. Doch der Text ist nicht identisch; wahrscheinlich handelt es sich um verschiedene Übersetzungen aus dem Deutschen.

49 Nach einem Telegramm Altenburgs an das Auswärtige Amt in Berlin vom 26. Januar 1943 hatte er Logothetopoulos »über diese Sache« informiert; »nach dieser Unterhaltung ist von ihm bezüglich der Vollendung dieser Aktion keine Schwierigkeit zu erwarten.« S. Hans Saffrian, *Eichmann's Men*. Cambridge: Cambridge University Press in association with the US Holocaust Memorial Museum, 2010, S. 158.

50 S. Farmakidis, *Pepragmena*, S. 10. Der erste Brief wurde von K. Mathopoulos, der zweite von G. A. Farmakidis entworfen.

51 Moisis erreichte, dass ähnliche Briefe zur Unterstützung der Juden von Erzbischof Damaskinos und einer einflussreichen Gruppe griechischer Notablen geschrieben wurden.

Zu dem Brief von Nehama Kazes, geschrieben am 9. März 1943 aus Thessaloniki, an ihre beiden Söhne Maurice und Berto (nach Athen)

Lorenz Wilkens

I

Zu der Situation, in der der Brief entstand, ein konzises Zitat aus:
https://de.wikipedia.org/wiki/Jüdische_Gemeinde_Thessaloniki:

»Am 6. Februar 1943 traf das Sonderkommando der Sicherheitspolizei für Judenangelegenheiten in Saloniki Ägäis mit den SS-Hauptsturmführern Dieter Wisliceny und Alois Brunner in Thessaloniki ein. Lokale dienten als Übersetzer bei den Verhören und bereicherten sich bei den Beschlagnahmungen des jüdischen Vermögens. Das Kommando legte Max Merten umfangreiche vorgefertigte Judenerlasse vor, die dieser für den Befehlshaber Saloniki Ägäis der Heeresgruppe E in Kraft setzte. Griechische Juden mussten fortan den Judenstern tragen, ihre Geschäfte und Wohnungen damit kennzeichnen und in Ghettos umsiedeln. Diese lagen im im Baron-Hirsch-Viertel und in zwei weiteren Stadtteilen in der Nähe des Bahnhofs (in Kalamaria, Singrou et Vardar/Agia Paraskevi). Rabbi Koretz wurde als zentraler jüdischer Ansprechpartner bestimmt, ein ein jüdischer Ordnungsdienst unter Vital Aaron Chasson gebildet, und innerhalb von weniger als drei Wochen wurden die nationalsozialistischen Maßnahmen der Ausgrenzung, Kennzeichnung und Ghettosierung umgesetzt. Zweieinhalb Wochen später begannen die Deportationen. Oft wurden die Ghettobezirke vom jüdischen Ordnungsdienst und der der Feldgendarmerie nachts für die Deportationen umzingelt. Die verlassenen Wohnungen wurden von deutschen Soldaten geplündert und zuletzt erschienen griechische Kollaborateure, Diebe und Bettler auf der Suche nach Wertgegenständen.«

2

In der so umrissenen Situation schreibt Nehama Kazes am 9. März 1943 ihren in Athen lebenden Söhnen Maurice und Berto.

Ein Passus des Briefes lautet: »Was wir diese Woche ertragen müssen, kennt man sonst nur aus Geschichten oder dem Kino. Seit zwei Nächten sitzen wir angezogen auf den Betten und warten, dass jemand klopft, uns aufstehen lässt und abholt.« Hier beschreibt eine betroffene Zeugin selbst die Situation als

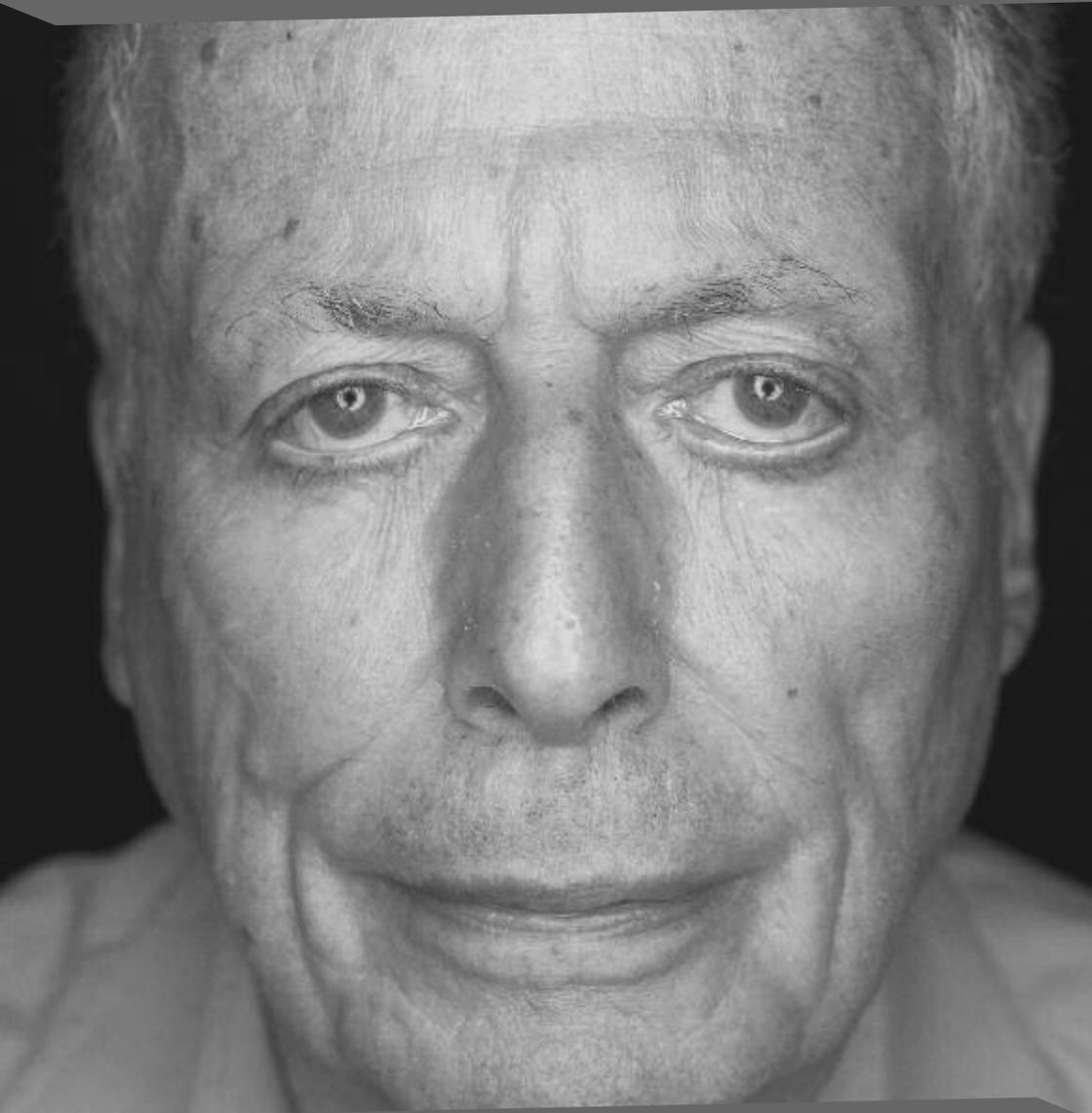
irreal und unglaublich – wie »erfunden« (s. o.). Der NS hatte die elementaren Bedingungen der Gesellschaftsbildung verlassen, die man für Elemente der Realität hält, ohne ihre Einhaltung moralisch auszuzeichnen. Es ist vor allem eine: Wenn ein Mensch dir begegnet, so ist dein erstes Gefühl, welches du im allgemeinen gar nicht reflektierst: Er ist ein Mensch wie du. Es ist selbstverständlich und verdient keine Betonung, dass du ihn nicht am Atmen hinderst, ihm den Weg nicht vertrittst und selbstverständlich, ohne Reflexion bereit bist, die Umgebung mit ihm zu teilen und in eine Kommunikation mit ihm einzutreten. Der Nationalsozialismus schloss die Juden von diesen elementaren Bedingungen der Humanität aus. Er trieb sie in den Zustand, in dem die Erwartung gewaltsamen Verstoßes gegen sie ihr Bewußtsein eroberte und in Bann hielt.

3

Ich möchte noch einen weiteren Passus des Briefes anführen: »Daisy weint nur noch, weil sie die Tragödie mit ansehen muss, wie die Händler in ihre Räume kommen. Der reinste Flohmarkt. Wir befinden uns Tag und Nacht wie in einem schlechten Traum und leben in unbeschreiblicher Angst. Alle haben den Handkarren gepackt vor der Tür stehen. Ida hat einen für 120 000 (Drachmen) gekauft, um ihre Sachen und das Baby zu transportieren.« »Ihre Sachen und das Baby« – Ida muss ihr Kind mitnehmen, sie hat keine Möglichkeit, es in eine fremde Obhut zu geben, die es vor den zu erwartenden Misshandlungen schützen könnte. Die elementare – vitale – Schicksalsgemeinschaft von Mutter und Kind wird fortan von der Erwartung überschattet werden, dass sie gemeinsam eines gewaltsamen Todes sterben; die Angst der Mutter vor dem eigenen Tod verschmilzt mit der Angst vor dem Tod ihres Kindes und treibt sie so in einen Zustand, dem das Zerbrechen ihres Bewusstseins nahe ist.

KAPITEL II

Zur Passionszeit



Alain Hirschler wurde 1938 in Mulhouse im Elsass geboren. Sein Vater, René Hirschler, Großrabbiner von Straßburg, und seine Mutter Simone Lévy Hirschler, Dichterin, beteiligten sich aktiv in der Organisation und der Unterstützung der jüdischen Mitmenschen in den verschiedenen Internierungslagern in der sogenannten »freien Südzone« des besetzten Frankreichs. Beide wurden im Dezember 1943 festgenommen, interniert in Auschwitz-Birkenau und nach dem Todesmarsch in Mauthausen ermordet. Nach dem Krieg wuchs Alain Hirschler mit seinen älteren Schwestern bei der Großmutter in Paris auf. Er arbeitete als Jurist, ist Jazz-Klarinettist und hat eine Edition der Gedichte seiner Mutter sowie ein Buch über seinen Vater »Großrabbiner und Widerstandskämpfer« publiziert. Sein Portrait wurde anlässlich des ASF-Jubiläums 2018 aufgenommen.

Wenn sich die Stille nun tief um uns breitet...

Passionsandachten mit Gedichten von Dietrich Bonhoeffer

Gottfried Brezger, Helmut Ruppel, Ingrid Schmidt

Die vorliegenden Texte widmen sich der längsten zusammenhängenden theologisch dicht bestimmten Zeit im Kirchenjahr, der Passionszeit. In den Gemeinden werden viele Formen der Besinnung eingeübt, ausgewählte Musikkultur, Bilderzyklen, klassische biblische Einheiten. Oft sind es kleine, aber beständige Gruppen, die sich in den Passionsandachten wiederfinden. Deshalb können so intime Texte wie die Gedichte Bonhoeffers dort einen Ort finden. Wir haben die Sonntage nicht einzeln strukturiert, sondern nur nummeriert, wie überhaupt alle Texte zur freien Verwendung stehen. Wir drucken nur drei Einheiten ab, die weiteren sind bei ASF abrufbar: <https://www.asf-ev.de/passionsandachten>

H.R.

I. PASSIONSANDACHT

Begrüßung

Wir feiern diesen Passions-Gottesdienst, in dem Gott uns dienen will, im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Unser Anfang und unsere Hilfe stehen im Namen des Herrn, der Himmel und Erde geschaffen hat, der Wort hält und Treue ewiglich und nicht loslässt das Werk seiner Hände.

Welches Wort gilt in einer Flut der Worte? Welches Wort haben wir zu hören und zu sagen? In diesen Passions-Gottesdiensten stellen wir Gedichte Dietrich Bonhoeffers und öffentliche Gedenkzeichen an ihn in die Mitte unseres Hörens und Betrachtens, unseres Betens und Singens. Er stritt in der Nachfolge Jesu von Nazareth für die Stärkung des *gemeinsamen Lebens*, lebte im Widerstand gegen das Unrecht, übte *Ergebung* unter Gottes Wort und weist uns auf den Weg der Gerechtigkeit.

Wir hören am Beginn unserer Reihe das Gedicht »Jona« aus dem Oktober 1944.

Gebet

Unser Vater, der du die Abende dunkeln lässt und die Morgen heraufführst, mit den Müttern und Vätern des Glaubens bestärke uns in der Wahrheit deines Wortes.

Lied

Lasset uns mit Jesus ziehen

Wir beten den Psalm 31 in der Übersetzung von Arnold Stadler:
(verteilt auf drei Stimmen)

Ja: auf dich habe ich gehofft
Lass mich nicht untergehen,
in alle Ewigkeit nicht.
Rette mich! Bist du nicht gerecht?
Hör mich! Komm doch endlich!
Sei mein Fels und mein Rettungsanker!
Die Schlingen, die sie mir heimlich gelegt haben,
wirst du wie Spinnweben zerreißen, du, meine Zuflucht.

Ich lege mich dir in die Hände
Du hast mich erlöst, treuer Gott.
Du verabscheust alle, die ihre Götzen haben.
Ich habe mich ganz dir überlassen. Ich werde jubilieren,
ein Glücksschrei deinetwegen, dass du gekommen bist zu mir
und dir mein ganzes Elend angesehen hast.

Herr, hilf noch einmal, denn es ist wieder eng geworden.
Schon sehe ich mich zerfallen – Augen, Seele und Leib.
Meine Zeit verrinnt als Klagelied.
Doch du hast meinen Hilfescrei gehört.
Gehört, wie ich HILFE! geschrien habe.
Die ihm treu sind, hütet der Herr.
Euer Herz sei stark und voller Hoffnung, und ihr auch,
die ihr wartet auf ihn!

Entnommen: Arnold Stadler, *Die Menschen lügen*. Alle. Insel Verlag Frankfurt a. M.
2002. Die Gesangbuchfassung des Psalms ist im Evangelischen Gesangbuch (EG) unter Nr.
716 zu finden.

Lied EG 88,1

Jesu, deine Passion will ich jetzt bedenken

Evangelium

Markusevangelium 8,31-38

Lied EG 384,3-4

Lasset uns mit Jesus ziehen

Liturg

»Schon oft habe ich gedacht: Wenn ich je ins Gefängnis kommen, wenn ich je Hunger, Schmerz, Folter oder Demütigung erleiden sollte, dann hoffe und bete ich, dass man mir die Psalmen lässt. Die Psalmen werden meinen Geist lebendig halten, die Psalmen werden mir Kraft geben, andere zu trösten, die Psalmen werden sich als die stärkste Waffe gegen die Bedrücker und Peiniger erweisen.« So fasste der holländische Priester und Therapeut Henri Nouwen seine Erfahrungen mit den Psalmen zusammen. Ob er wusste, dass wenige Jahrzehnte vor ihm ein Mensch genau dies nicht nur gedacht, sondern leibhaftig-lebendig erlebt hatte, Dietrich Bonhoeffer?

Am 5. April 1943 kam die Gestapo in die Berliner Marienburger Allee und verhaftete Dietrich Bonhoeffer im Hause seiner Eltern. Zehn schlimme Tage vergingen, bis die Eltern den ersten Brief erhielten. Er wollte die Eltern beruhigen: »Quälend ist oder wäre nur der Gedanke, dass Ihr Euch um mich ängstigt und quält, dass Ihr nicht richtig schlaft oder esst. Verzeiht, dass ich Euch Sorgen mache, aber ich glaube, daran bin diesmal weniger ich, als ein widriges Schicksal schuld. Dagegen ist es gut, Paul Gerhardt-Lieder zu lesen und auswendig zu lernen, wie ich es jetzt tue. Übrigens habe ich meine Bibel und Lesestoff aus der hiesigen Bibliothek, auch Schreibpapier jetzt genug.« (DBW 8, S. 43 f. / DBA 5, S. 14 f.)

Es fällt auf, dass er Paul Gerhardt vor der Bibel nennt. Sieben Monate später, im ersten aus der Haft heraus geschmuggelten Brief an seinen Freund Eberhard Bethge vom 18.11.1943, klingt es härter: »In den ersten 12 Tagen, in denen ich hier als Schwerverbrecher abgesondert und behandelt wurde – meine Nachbarzellen sind bis heute fast nur mit gefesselten Todeskandidaten belegt – hat sich Paul Gerhardt in ungeahnter Weise bewährt, dazu auch die Psalmen und die Apokalypse.« (DBW 8, S. 186 ff. / DBA 5, S. 36 ff.)

Es sind die Dichtungen, Choräle und Psalmen, die ihn stärken, Gebete der Hoffnung und des Widerstandes, Schreie der Verzweiflung und Gebete voller Kraft und Trost. Und es ist in einem tiefen Sinne nur konsequent, nein, theologisch, dass auch er Ausdruck sucht und Worte findet, neben seinen systematisch-ethischen Gedankengängen – in Gedichten.

Wir beginnen mit »Jona«, auf uns gekommen auf einem Blatt, datiert auf den 5. Oktober 1944, das einen kurzen Brief an Maria von Wedemeyer enthält; es ist der vorletzte, den sie von Dietrich bekommt – mit seinem vorletzten Gedicht. (Der Text sollte zum Mitlesen verteilt werden)

Jona

Sie schrienen vor dem Tod, und ihre Leiber krallten
sich an den nassen, sturmgepeitschten Tauen,
und irre Blicke schauten voller Grauen
das Meer im Aufruhr jäh entfesselter Gewalten.

»Ihr ewigen, ihr guten, ihr erzürnten Götter,
helft oder gebt ein Zeichen, das uns künde
den, der euch kränkte mit geheimer Sünde,
den Mörder oder Eidvergess'nen oder Spötter,

der uns zum Unheil seine Missetat verbirgt
um seines Stolzes ärmlichen Gewinnes!«
So flehten sie. Und Jona sprach. »Ich bin es!
Ich sündigte vor Gott. Mein Leben ist verwirkt.

Tut mich von euch! Mein ist die Schuld. Gott zürnt mir sehr.
Der Fromme soll nicht mit dem Sünder enden!«
Sie zitterten. Doch dann mit starken Händen
verstießen sie den Schuldigen. Da stand das Meer.

*Dietrich Bonhoeffer Werke (DBW) Bd 8, S.606 © by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.*

Seeleute schreien in Todesangst zu ihren Göttern, fragen nach dem Grund des Meereswütens, suchen ein erklärendes Zeichen oder einen schuldigen Verursacher. Die Szene hat das Buch Jona, Cp. 1,5-1,15a zum Hintergrund, wie herausgeschnitten, ohne Vor- und Folgegeschichte im Buch, und wird bestimmt von den Leitworten »Sünde« und »Schuld«. Jona übernimmt die Schuld und wird tödlich »verstoßen«. Vom Buch Jona her wissen wir: Jona wollte vor dem Auftrag Gottes fliehen und mit dem Fluchtschiff ereilt ihn der Tod – das Ende der Flucht! Bei Jona geht die Erzählung weiter ...

Dietrich Bonhoeffer gab Anfang Oktober 1944 einen Fluchtplan aus dem Wehrmachtsuntersuchungsgefängnis Tegel auf. Sein Bruder Klaus, sein Schwager Rüdiger Schleicher waren verhaftet worden. Seine Flucht hätte jetzt alle anderen Mitverschwörer schwer belastet. »Nicht mehr fliehen« – das ist Jonas und seine Situation. Für Jona folgt daraus: Einwilligung in den Tod. Für Bonhoeffer, der das Jonabuch kennt, Ergebung in den Tod – und Hoffnung auf Rettung, dem Jona gleich...?

Wie unabwendbar, wie ehern ernst ist der Gedichtschluss? Wie unablendbar ist die Rettung in der Erzählung? Der verknappte Schluss weiß nichts von der

Rettung aus dem Fischbauch, weiß nichts von der Ninivitenbekehrung, weiß nichts von dem freundlichen Schöpfer gegenüber dem grämlichen Propheten! Nur eins ist unumstößlich: Nicht mehr fliehen! Ergebung in das, was kommt...Der Gedicht-Jona stirbt für die anderen. »Da stand das Meer.« Der Bonhoeffer-Jona – wird er bereit zu sterben? Deutet er seinen Tod – und hofft? Eine Herausforderung Gottes, die einzig erlaubte?

(Die Gesprächsimpulse bedenken das Gedicht, können auch Mk 8 und Psalm 31 einbeziehen)

Lied

EG 275,1-2

In dich hab ich gehoffet, Herr

Fürbitte

Unser Vater, wir bitten dich für deine Kirche, mache sie zur Zeugin und zum Werkzeug deines Friedens. Vater unseres Lebens – Bruder unseres Leidens – Schöpfer unseres Glaubens, wir danken dir, dass du uns dazu berufen hast, deine Geschichte zu erzählen, vom Leben deiner Zeuginnen und Zeugen zu hören. Dich, der du unsere Tiefe geteilt und selbst unter dem Bösen gelitten hast, bitten wir für alle Menschen in Einsamkeit und Schmerzen. Reiß Menschen aus Habgier und Bosheit, lass Freundlichkeit unter uns wachsen und wehre der Gefühllosigkeit. Wir bitten dich für alle, die anderen zu helfen versuchen. Nimm dich unser gnädig an, rette und erhalte uns.

Stille

Vater unser

Lied

EG 382

Ich steh vor dir mit leeren Händen, Herr

Segen

Eine kenntnisreiche Auslegung des »Jona«-Gedichtes hat Jürgen Henkys vorgelegt in: Geheimnis der Freiheit, Die Gedichte Dietrich Bonhoeffers aus der Haft, Biographie, Poesie, Theologie, Gütersloher Verlagshaus 2005, 251-261.

2. PASSIONSANDACHT

Begrüßung

Wir feiern diesen Passions-Gottesdienst, in dem Gott uns dienen will, im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Unser Anfang und unsere Hilfe stehen im Namen des Herrn, der Himmel und Erde geschaffen hat, der Wort hält und Treue ewiglich und nicht loslässt das Werk seiner Hände.

Welches Wort gilt in einer Flut der Worte? Welches Wort haben wir zu hören und zu sagen? In diesen Passions-Gottesdiensten stellen wir Gedichte Dietrich Bonhoeffers und öffentliche Gedenkzeichen an ihn in die Mitte unseres Hörens und Betrachtens, unseres Betens und Singens. Er tritt in der *Nachfolge* Jesu von Nazareth für die Stärkung des *gemeinsamen Lebens*, lebte im *Widerstand* gegen das Unrecht, übte *Ergebung* unter Gottes Wort und weist uns auf den Weg der Gerechtigkeit.

Heute setzen wir die Reihe fort mit dem Gedicht »*Wer bin ich?*« aus dem Juli 1944.

Gebet

Unser Vater, der du die Abende dunkeln lässt und die Morgen heraufführst, mit den Müttern und Vätern des Glaubens bestärke uns in der Wahrheit deines Wortes.

Lied

EG 252,1-2

Jesu, der du bist alleine

Wir beten Worte des Psalms 91 in der Übersetzung von Arnold Stadler (*verteilt auf drei Stimmen*):

Wer aber bei Gott zu Hause ist und im Schatten des Herrn schläft,
sage zu ihm:

Du bist die Rettung für mich! Ich vertraue Dir. Du bist mein Gott!

Ja, er ist es, der dich herausgezogen hat, wie aus der Schlinge eines Jägers
und dich immer wieder gerettet hat.

Denn Er hat seinen Engeln aufgetragen,
dich auf immer zu schützen auf jedem Weg.

Sie tragen dich auf ihren Händen, damit deine Füße anstoßen nirgendwo.

Du wirst vorbeikommen an Löwen und Schlangen, ja, selbst mit Drachen fertig wirst du!

Wenn er nach mir ruft, werde ich ihn hören! Sitzt er im Dreck,
werde ich ihn herausziehen. Ich werde ihn ins Licht stellen.
Ein langes Leben soll er haben.
Und danach wird er alles in allem sehen, wie es ist, das Heil.

Entnommen aus der Auswahl: Arnold Stadler, *Die Menschen lügen*. Alle. Insel Verlag
Frankfurt a. M. 2002. Die Gesangbuchfassung des Psalms ist im Evangelischen Gesang-
buch (EG) unter Nr. 736 zu finden.

Lied

EG 252,3-4

Jesu, der du bist alleine

Evangelium

Matthäusevangelium 4,1-11

Liturg

»Ich bin und weiß nicht wer, ich komm und weiß nicht woher, ich geh und weiß nicht wohin, mich wundert, dass ich so fröhlich bin«, diese vielen Autoren zugeschriebenen und von vielen variierten Zeilen halten Fragen fest, die durch die Zeiten hin von Menschen gestellt werden: Wer bin ich und wo komme ich her, wo gehe ich hin und warum bin ich wie ich bin? Zwischen der altgriechischen Erzählung von Narziss, der in sein vom Wasser gespiegeltes Bild so verliebt war, dass er bei einer Wassertrübung ungestüm auf sich blickte, kopfüber stürzte und ertrank, bis zum modernen Ego-Coaching, das meine persönliche Durchsetzungsfähigkeit drillt, liegen Jahrtausende: Wer bin ich?

Philosophie und moderne Werbung, Psychotherapie und Esoterik, das Buch Hiob und der klagende Jeremia, sie und die vielen Aspekte der Wissenschaft vom Menschen sind zurückzuleiten auf diese Frage. Wie ein dunkler Schatten begleitet sie die Pubertät, als quälende Frage steht sie vor der Berufsfindung, Lebensbindungen stellen sich ihr ständig und das Bilanz ziehende Alter kann ihr nicht ausweichen.

Aber: Ein jüdischer Dichter wie Paul Celan schreibt: »Ich bin am meisten ich, wenn ich du bin.« Damit kommt ein anderer Ton in die traditionell vom griechischen Narziss-Denken her bestimmte Frage: Der Einbezug eines Gegenübers, eines Anderen, wie ihn die Psalmen, der vom Satan geprüfte Jesus, der zerrissene Paulus kennen. Die Umkehr der Frage »Wer ist mein Nächster?« in »Wem bin ich Nächster geworden?« zeigt dies in hellem Licht. Die heute als Evangelium zu lesende Prüfung Jesu von Nazareth durch den Satan (Mt 4) arbeitet dreimal mit der einen Frage, denn jedes Mal geht es um Macht und Herrlichkeit, die Jesus gewönne, gäbe er seinen Gottesgehorsam auf. Doch Jesus gibt dem trügerischen Traum »Wer könnte ich sein!« nicht

nach, sondern widersteht dem Satan mit dem Wort Gottes. So sagt er, wer er ist und zu wem er gehört. Damit sind wir bei Bonhoeffers Gedicht:

Wer bin ich?

Wer bin ich? Sie sagen mir oft
Ich träte aus meiner Zelle
gelassen und heiter und fest,
wie ein Gutsherr aus seinem Schloss.

Wer bin ich? Sie sagen mir oft,
ich spräche mit meinen Bewachern
frei und freundlich und klar,
als hätte ich zu gebieten.

Wer bin ich? Sie sagen mir auch,
ich trüge die Tage des Unglücks
gleichmütig, lächelnd und stolz,
wie einer, der Siegen gewohnt ist.

Bin ich das wirklich, was andere von mir sagen?
Oder bin ich nur das, was ich selber von mir weiß?
unruhig, sehnsüchtig, krank, wie ein Vogel im Käfig,
ringend nach Lebensatem, als würgte mir einer die Kehle,
hungernd nach Farben, nach Blumen, nach Vogelstimmen,
dürstend nach guten Worten, nach menschlicher Nähe,
zitternd vor Zorn über Willkür und kleinlichste Kränkung,
umgetrieben vom Warten auf große Dinge,
ohnmächtig bangend um Freunde in endloser Ferne,
müde und leer zum Beten, zum Denken, zum Schaffen,
matt und bereit, von allem Abschied zu nehmen.

Wer bin ich? Der oder jener?

Bin ich denn heute dieser und morgen ein anderer?
Bin ich beides zugleich? Vor Menschen ein Heuchler
und vor mir selbst ein verächtlich wehleidiger Schwächling?
Oder gleicht, was in mir noch ist, dem geschlagenen Heer,
das in Unordnung weicht vor schon gewonnenem Sieg?

Wer bin ich? Einsames Fragen treibt mit mir Spott.
Wer ich auch bin, Du kennst mich, Dein bin ich, o Gott!

DBW Bd 8, S. 513 f. © by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh, in der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München.

Ein Haftgedicht, die zweite Zeile markiert den »Sitz im Leben« – aber was für ein »Leben« ist das?! Am 15. Dezember 1943 hatte er an den Freund Eberhard Bethge geschrieben: »Ich frage mich selbst oft, wer ich eigentlich bin, der, der unter diesen grässlichen Dingen hier immer wieder sich windet und das heulende Elend krieget, oder der, der dann mit Peitschenhieben auf sich selbst einschlägt und nach außen hin (und auch vor sich selbst) als der Ruhige, Heitere, Gelassene, Überlegene dasteht und sich dafür (d.h. für diese Theaterleistung, oder ist es keine?) bewundern lässt? Was heißt »Haltung« eigentlich? Kurz, man kennt sich weniger denn je über sich selbst aus und legt auch keinen Wert mehr darauf, und der Überdruß an aller Psychologie und die Abneigung gegen die seelische Analyse wird immer gründlicher...Es geht um Wichtigeres als um Selbsterkenntnis.« (DBW 8, S. 232 ff. / DBA 5, S. 66 ff.) »Ich bin dein, hilf mir« (Psalm 119, 94a), immer wieder der Hinweis auf Psalm 119, der für Bonhoeffer lebenslang zentral war.

In diesem Sinne hat auch Magdalene L. Frettlöh gepredigt: »Wer ich bin, entscheidet sich daran, zu wem ich gehöre.«

Themapredigt »Identität« zu Psalm 139 und Dietrich Bonhoeffers Gedicht »Wer bin ich«, in »Worte sind Lebensmittel« (Wittingen 2007).

Wer den Zugang über den Ansatz mystischer »Hingabe« wählen möchte, greife zu Dorothee Sölles Auslegung in »Die Hinreise« (Stuttgart 1975).

Die einleitenden drei Versgruppen sind strukturiert nach dem Schema »Wer bin ich? Sie sagen mir oft/auch...« in Form der Selbstbefragung und Fremdwahrnehmung. Im anschließenden Teil regiert unabweisbar das konfessorisch-sensible Selbstbild bis hin zur drohenden Doppel-Deutlichkeit, aus der heraus nur ein letzter Sprung in die Arme des »Du« befreien kann – »Wessen«? statt »wer«?

Lied

EG 74,1-3

Du Morgenstern, du Licht vom Licht

Fürbitte

Unser Vater, wir bitten dich für deine Kirche,
mache sie zur Zeugin und zum Werkzeug deines Friedens.
Vater unseres Lebens – Bruder unseres Leidens – Schöpfer unseres Glaubens, wir danken dir, dass du uns dazu berufen hast,
deine Geschichte zu erzählen, vom Leben deiner Zeuginnen und Zeugen zu hören. Dich, der du unsere Tiefe geteilt und unter dem Bösen gelitten hast, bitten wir für alle Menschen in Einsamkeit und

Zweifeln. Gib ihnen die Kraft, aus quälerischem Fragen und verzweifelter Selbstsuche heraus den Kopf zu heben, dein Wort zu hören und Mitmenschen von Angesicht zu Angesicht zu begegnen. Nimm dich unser gnädig an, gib uns Worte der Gegenwehr, rette und erhalte uns.

Stille

Vater unser

Lied

EG 74,4

Du Morgenstern, du Licht vom Licht

Segen

3. PASSIONSANDACHT

Begrüßung

Wir feiern diesen Passions-Gottesdienst, in dem Gott uns dienen will, im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Unser Anfang und unsere Hilfe stehen im Namen des Herrn, der Himmel und Erde geschaffen hat, der Wort hält und Treue ewiglich und nicht loslässt das Werk seiner Hände.

Welches Wort gilt in einer Flut der Worte? Welche Bilder der täglichen Bilderflut haften in unserem Gedächtnis? In diesen Passions-Gottesdiensten stellen wir Gedichte Dietrich Bonhoeffers und öffentliche Gedenkzeichen an ihn in die Mitte unseres Hörens, Singens, Betens und heute besonders des Anschauens. Wir werden Karl Biedermanns bronzenen Torso »Für Dietrich Bonhoeffer« sehen und bedenken.

Dietrich Bonhoeffer tritt in der Nachfolge Jesu von Nazareth für die Stärkung des gemeinsamen Lebens, lebte im Widerstand gegen das Unrecht, übte Ergebung unter Gottes Wort und will uns führen auf den Weg der Gerechtigkeit.

Gebet

Unser Vater, der du die Abende dunkeln lässt und die Morgen heraufführst, mit den Müttern und Vätern des Glaubens bestärke uns in der Wahrheit deines Wortes.

Lied

EG 351,1-2

Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich

Wir geben den Psalm 26 in der Übersetzung der (neuen) Zürcher Bibel (2007) wieder

Von David.

Zu dir, HERR, erhebe ich meine Seele, mein Gott.
Auf dich vertraue ich, ich will nicht zu Schanden werden,
laß meine Feinde nicht über mich frohlocken.
Denn die auf dich hoffen, werden nicht zu Schanden,
zu Schanden werden die, die ohne Treue sind.
Zeige mir, HERR, deine Wege, lehre mich deine Pfade.
Leite mich in deiner Wahrheit und lehre mich,
denn du bist der Gott meiner Hilfe,
und auf dich hoffe ich den ganzen Tag.
Denke, HERR, an deine Barmherzigkeit
und deine Gnaden, die seit Ewigkeiten sind ...

Ängste bestürmen mein Herz, führe mich hinaus aus
meiner Bedrängnis! Sieh an mein Elend und meine Mühsal,
und vergib mir all meine Sünden.
Sieh wie zahlreich meine Feinde sind,
wie sie mich hassen mit tödlichem Hass.
Bewahre mein Leben und rette mich.
Ich will nicht zuschanden werden, denn bei dir suche ich Zuflucht!

(Psalm 25,1-6;17-20)

Lied

EG 351,7-8

Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich

Evangelium

Markusevangelium 12,1-12

Liturg

Auf dem westlichen Vorplatz der evangelischen Zionskirche in Berlin-Mitte steht ein bronzener Torso. Der Berliner Bildhauer Karl Biedermann gab ihm den Namen »Für Dietrich Bonhoeffer«. Er hatte in den achtziger Jahren den öffentlichen Auftrag für ein Bonhoeffer-Denkmal erhalten – eine Erinnerung an den Pazifisten Bonhoeffer, empfohlen von der Ostberliner CDU. Aber die für 1988 geplante Aufstellung des Werkes wurde von den DDR-Behörden verhindert – war die Zionsgemeinde mit der in ihren Räumen arbeitenden »Umweltbibliothek« zu sehr zum Protestzentrum gegen die offizielle Politik des Staates geworden? Die vorgetragene Einsturzgefahr des Turms klang doch sehr fürsorglich ...

Es entstand – auf verschlungenen Wegen – nach einem Kunststeinmodell ein »Rohguss«, der nicht als »Kunstwerk« galt und keine ministerielle Lizenz benötigte. Diesen bearbeitete der gelernte Steinmetz Biedermann mit einem Metallgestalter, aber im Grunde für sein Depot ... Nach dem Mauerfall kam die Zionskirche in ein Restaurierungsprogramm und der Bronzeturso wurde vor der Versöhnungskirche auf dem Gelände der Gedenkstätte Dachau aufgestellt.

Im Bereich der Bayerischen Landeskirche gibt es weiterhin die Gedenkstätte Flossenbürg, hier wurde Bonhoeffer am 9. April 1945 zusammen mit andern Gegnern des Nationalsozialismus nach den Willkürverfahren nationalsozialistischer Justiz ermordet. Die lange ausbleibende Rehabilitierung durch die deutsche Nachkriegsjustiz gehört zu den Albtraum-Kapiteln des Umgangs mit der Zeitgeschichte.

1997, am 9. April, dem Todestag Dietrich Bonhoeffers, wurde das beeindruckend schöne Werkstück an dem vorgesehenen Platz vor der Berliner Zionskirche aufgestellt. Hier hatte Dietrich Bonhoeffer 1931/32 als Vikar nicht nur Konfirmandenunterricht erteilt, sondern auch Ansätze einer kirchlichen Arbeit mit Jugendlichen begonnen. Es waren zumeist Jugendliche aus »den schwierigsten sozialen und politischen Verhältnissen. Anfangs«, so erinnerte er sich, »benahmen sich die Jungen wie verrückt, so dass auch ich zum ersten Mal wirklich Disziplinschwierigkeiten hatte. Aber auch hier half eines, nämlich dass ich den Jungen ganz einfach biblischen Stoff erzählte in aller Massivität, und besonders eschatologische Stellen...« (Brief an Erwin Sutz, 25.12.1931, DBW 11, S. 49 ff.)

Der Torso ist eine ohne Gliedmaßen geschaffene Plastik der menschlichen Gestalt. Sie kann auch übrig geblieben sein nach Verstümmelung oder anderen schädlichen Einwirkungen wie z.B. die deformierten Madonnen oder Christusfiguren nach dem Bildersturm. Vom Wort her handelt es sich um einen Stumpf, einen Rest, etwas Zerstücktes und Unvollständiges.

Von vorn betrachtet, hat dieser Bronzeturso die Gestalt eines Gekreuzigten – nackt, mit sichtbaren Verletzungen auf der goldglänzenden Haut, Rissen, Schrunden, Kerben. Nähert man sich ihm von der Seite, meint man einen Knienden vor sich zu sehen, einen zum Tode Verurteilten, der auf den tödlichen Schlag wartet. Doch die zwei Meter hohe Figur bleibt trotz des Kniens betont »aufrecht«, wie es kniendem Beten in der liturgischen Körpersprache nicht entspricht. Ein anderer, öffentlich Kniender, kommt ins Gedächtnis: Willy Brandt am Ort des früheren Ghettos in Warschau. In einer elementaren Bildsprache kommen *Widerstand und Ergebung in einer Form* zusammen.

Eine Zweitgestalt des Torsos »Für Bonhoeffer« wurde 1999 in Wrocław/Breslau vor der Elisabethkirche aufgestellt. In Breslau wurde Bonhoeffer am 4. Februar 1906 geboren, es wurde die Stadt seiner behüteten Kindheit. Aber Breslau ist auch ein Gedächtnisort für andere, die in den furchtbaren Jahren 1933-1945 angesichts des Unrechts nicht schwiegen, die sich in ihrem Protest und durch ihre Solidarität in Lebensgefahr brachten. Hier soll auch an die Breslauerin Stadtvikarin Katharina Staritz (1903-1953) erinnert werden: Sie schrieb anlässlich des Sternträgererlasses auch für getaufte Juden im September 1941 an die Breslauer Pfarrer:

»Praktisch bitte ich zu erwägen, ob nicht die Kirchenbeamten, Gottesdienstordner usw. in geeigneter Form anzuweisen wären, ihnen wenn nötig Plätze zuzuweisen...jedoch nicht als Armesünderbank für die nichtarischen Christen, sondern um sie davor zu bewahren, von unchristlichen Elementen fortgewiesen zu werden. Damit das aber nicht als unevangelische Absonderung aufgefasst werden kann, ist es notwendig, dass treue Gemeindeglieder, die wissen, was Kirche ist, und die in der Kirche mitarbeiten ...auch auf diesen Bänken neben und unter den nichtarischen Christen Platz nehmen ...«

(Hannelore Erhart, Ilse Meseberg-Haubold, Dietgard Meyer, Katharina Staritz, *Neukirchen-Vluyn*, 1999, S. 393)

Bonhoeffers Wort »Kirche ist nur Kirche, wenn sie Kirche für andere ist« hatte seine Breslauer »Schwester« schon Gestalt gegeben ...Katharina Staritz geriet bald in die Fänge der Gestapo und wurde in das Frauen-KZ Ravensbrück verschleppt, wo sie nach 14 Monaten »probeweise« wieder freigelassen wurde. Heute hat Breslau in der Maria-Magdalena-Kirche eine Gedenktafel für Katharina Staritz und den Torso für Dietrich Bonhoeffer vor der Elisabethkirche – eine Autostunde entfernt von Kreisau ...

Die Orte, denen wir uns erinnernd und anschauend genähert haben, festigen die Vergegenwärtigung, können ihr Kontinuität verleihen und mahnen

Generationen an die anhaltende Gefährdung unseres Zusammenlebens. Ein Besuch beider Orte kann dies immer wieder wachrufen.

Lied

EG 430,1-2

Gib Frieden, Herr, gib Frieden

Fürbitte

Unser Vater, wir bitten dich für deine Kirche,
mache sie zur Zeugin und zum Werkzeug deines Friedens.
Vater unseres Lebens – Bruder unseres Leidens – Schöpfer unseres Glaubens,
wir danken dir, dass du uns dazu berufen hast, deine Geschichte zu erzählen,
vom Leben deiner Jüngerinnen und Jünger zu hören.
Dich, der du unsere Tiefe geteilt und selbst unter dem Bösen gelitten hast,
bitten wir für alle Menschen in Einsamkeit und Schmerzen.
Reiß Menschen aus Habgier und Bosheit, lass Freundlichkeit und Recht
unter uns wachsen und wehre der Gefühllosigkeit.
Wir bitten dich für alle, die anderen zu helfen versuchen.
Nimm dich unser gnädig an, rette und erhalte uns.

Stille

Vater unser

Lied

EG 430, 3-4

Gib Frieden, Herr, gib Frieden

Segen

Judenfeindschaft durch Kirchenmusik?

Überlegungen zu Johannespassion und Johannesevangelium¹

Peter von der Osten-Sacken

1. Skizze des Problems

Johann Sebastian Bach hat in seiner Johannespassion den Text der johanneischen Passionsgeschichte vollständig aufgenommen. Hier wie da erscheinen damit als Gruppe, die das Drama der Passion Jesu entscheidend mitbestimmt, die Juden, die unerbittlich den Tod Jesu fordern und dem Statthalter Pilatus jeden Weg versperren, Jesus freizulassen. Im Fall von Bachs Johannespassion kommt als besonderes Merkmal hinzu, dass der Part der Juden von Bach musikalisch und über diese musikalische Seite kompositorisch ausgesprochen pointiert ausgestaltet ist. Die Juden fallen – ebenso wie die Gruppe der Kriegsknechte oder römischen Soldaten – in die Kategorie der Menge (lat. turba), und entsprechend werden ihre Worte wie auch die der Soldaten chorischt vertont. Bach hat diesen sogenannten Turbachören, vor allem insoweit sie Worte der Juden aufnehmen, außerordentlich viel Aufmerksamkeit zugewandt. In Übereinstimmung damit stellen sie, wie jüngst ein Kenner der Forschungslage geurteilt hat, »das meistdiskutierte Problem in Bachs Johannespassion« dar.² Unbestritten ist – und dieser Tatbestand ist der entscheidende Punkt –, dass Bach die Aussagen über die Juden in der johanneischen Passionsgeschichte nicht einfach nur »mitgeschleppt« hat, weil sie nun einmal Bestandteil des überlieferten heiligen Textes waren, sondern dass er sie gezielt gestaltet hat. Umso mehr stellt sich die Frage, wie es sich im Johannesevangelium selbst mit dem Thema »Jesus und die Juden«, »Evangelium und Judenfeindschaft« verhält. Ist dies Evangelium seiner Anlage und Art nach judenfeindlich eingestellt und damit ein judenfeindlicher heiliger Text?

2. Zu Aufbau und Gefälle des vierten Evangeliums

Bereits die synoptischen Evangelien zielen in ihrer Anlage unverkennbar auf den Ausgang des Geschicks Jesu in Jerusalem ab. Diese Ausrichtung des Wirkens Jesu hat sich im Johannesevangelium erheblich verstärkt. Bereits in Kap. 2,13-22 ist Jesus ein erstes Mal in Jerusalem und durch die sogenannte Tempelreinigung Anlass eines Konflikts, der bei den Synoptikern erst im Zusammenhang mit der Passion erzählt wird. Bei Johannes weist er gleich zu Beginn auf das Ende Jesu voraus. Mehr noch als durch diesen Konflikt wirft die Passion ihre Schatten durch eine Aussagenkette voraus, die sich von Kap. 5 an geradezu monoton bis zu Kap. 11 durch das Evangelium erstreckt, bis

unmittelbar vor den Einzug Jesu in die Stadt in Kap. 12,12-19. Kaum hat er in Kap. 5 bei einem frühen zweiten Besuch sein erstes Wunder in Jerusalem getan, einen Gelähmten am Sabbat geheilt und sein Recht, den Sabbat zu brechen, mit seiner Gottessohnschaft begründet, und schon heißt es, dass »die Juden« ihn umso mehr zu töten suchten, weil er nicht nur den Sabbat außer Kraft gesetzt, sondern Gott seinen Vater genannt und sich selbst Gott gleich gemacht habe (5,17f.). Von da an ist bei Johannes das Bestreben »der Juden«, Jesus umzubringen, gewissermaßen der rote Faden, der sich durch die folgenden Kapitel hinzieht. Dem Auftakt in Kap. 5 entspricht das Ende dieses Zusammenhangs in Kap. 11,46-53. Dort gibt der Hohepriester Kaiphas im Anschluss an das Wunder der Erweckung des Lazarus zu erwägen, es sei besser, dass ein Mensch für das Volk stirbe, als dass das ganze Volk zugrunde gehe. Daraufhin erfolgt die definitive Absichtserklärung des Synedriums, Jesus zu töten.

Mit alledem ist das vierte Evangelium von Anfang an als *Passionsevangelium* gestaltet worden. In diesem Rahmen ist auffällig häufig nicht unterscheidend von den Kontrahenten Jesu die Rede; vielmehr nennt das Evangelium immer wieder verallgemeinernd »die Juden« als seine Gegner. Wie verhält es sich des Näheren mit diesem ebenso hervorstechenden wie problematischen Zusammenhang?

3. »Die Juden« im Johannesevangelium

Bei den Synoptikern erscheinen Jesus und seine Anhänger*innen wie selbstverständlich als Glieder des jüdischen Volkes. Wenn sie von anderen sprechen, reden sie deshalb nicht von »den Juden«, vielmehr benennen sie jeweils genauer, um wen es sich handelt – Pharisäer, Sadduzäer, Herodianer, Schriftgelehrte, Johannes der Täufer. Demgegenüber begegnen uns im Johannesevangelium überhaupt nur drei deutlicher hervortretende Gruppen – die Jünger Johannes des Täufers, sodann die Pharisäer und die Hohenpriester – das ist bereits alles. Stattdessen aber ist in der angedeuteten Weise ständig von »den Juden« die Rede, insgesamt etwa siebzigmal. Daran ist abzulesen, dass sich im vierten Evangelium die Perspektive grundlegend verschoben hat. Sie ist nicht länger mehr oder weniger innerjüdisch. Vielmehr blicken diejenigen, deren Auffassungen in diesem Evangelium zum Ausdruck kommen, von außen auf das Judentum, genauer auf die Teile des Judentums, die nicht zu Jesus halten und durch eine tiefe Kluft von ihm getrennt erscheinen.

Ungeachtet dessen ist noch einmal zu unterscheiden. Bei etwa der Hälfte der Stellen ist die Verwendung des allgemeinen Begriffs »die Juden« trotz des angedeuteten Standortwechsels sachgemäß und unproblematisch – so etwa,

wenn es heißt, Nikodemus sei »einer aus der Oberschicht der Juden« gewesen (3,1) oder zu jener Zeit habe »ein Fest der Juden« stattgefunden (5,1) oder aber wenn von den »Hohenpriestern der Juden« die Rede ist. Denn auch wenn hier aus einer deutlichen Distanz zum Judentum gesprochen wird, so sind doch Bezeichnung und Bezeichnetes deckungsgleich. Vergleichen ließe sich dies etwa damit, dass jemand heutzutage von einem bestimmten Minister nicht nur als Bundesminister, sondern als »Bundesminister der Deutschen« spräche und damit von außen auf die politischen Gegebenheiten in Deutschland schaute. Im Unterschied dazu sind bei der anderen Hälfte der Stellen, an denen von »den Juden« die Rede ist, Bezeichnung und Bezeichnetes nicht mehr deckungsgleich sind, sondern klaffen auseinander.

Ein besonders gravierender Zusammenhang dieser Art, in dem bereits alles an Problemen einer solchen verallgemeinernden Redeweise versammelt ist, ist der bereits berührte Abschnitt Kap. 5,10-18. In ihm heißt es nach der Heilung des Gelähmten am Sabbat, »die Juden« hätten den Geheilten anschließend verhört, »die Juden« hätten Jesus verfolgt, nachdem sie seinen Namen erfahren hätten, und »die Juden« hätten ihn, nachdem er ihnen geantwortet habe, zu töten gesucht. Mit sechs Millionen Mal mehr Gründen könnte man im Hinblick auf die Zeit von 1933-1945 sagen: »Die Deutschen haben die Juden in den KZ's umgebracht« – und würde ich es sagen, so erhöhe sich alsbald stillschweigender oder ausdrücklicher Protest gegen die Verallgemeinerung. Umso weniger können wir die genannte Darstellung der Juden im Johannes-evangelium nachsprechen, auch wenn sie Teil eines kanonischen Textes ist. Wie verhält es sich mit ihrer Darstellung in der Passionsgeschichte?

4. »Die Juden« und die Passionsgeschichte im vierten Evangelium

Hier und da scheint es zwar in der johanneischen Passionsgeschichte, als würde der Evangelist in der Frage nach der Beteiligung jüdischerseits am Tod Jesu Unterschiede machen. So heißt es zunächst und anscheinend anders als in Kap. 5, Diener, d.h. Beauftragte, von Hohenpriestern und Pharisäern hätten Jesus – zusammen mit einer römischen militärischen Einheit – verhaftet und nicht etwa »die Juden« (18,12-14). Ebenso sagt der Evangelist bei der Schilderung des Hin und Her zwischen Pilatus, Jesus und »den Juden«, es seien »die Hohenpriester und die Diener« gewesen, die gerufen hätten: »Kreuzige, kreuzige ihn« (19,6), und es seien wiederum die Hohenpriester gewesen, die das letzte Pilatus bedrängende Wort gesprochen hätten, bevor dieser die Kreuzigung Jesu befahl (19,15). Aber hiervon abgesehen ist stets in jener verallgemeinernden Weise, wie sie aus Kap. 5 bekannt ist, von »den Juden« als Akteuren die Rede: »Die Juden« sind es, die die Freilassung des Barabbas und

nicht diejenige Jesu fordern (18,40), »die Juden« sind es, die urteilen: »Wir haben ein Gesetz, und nach dem Gesetz muss er sterben« (19,7), »die Juden« sind es, die Pilatus mit dem Ruf in die Ecke drängen, falls er Jesus freilasse, sei er kein Freund des Kaisers (19,12), und »die Juden« sind es, die am Ende der Verhandlung rufen: »Weg, weg! Kreuzige, kreuzige ihn!« (19,15) Und wie um es zweifelsfrei zu machen, dass es hier um das Festklopfen einer Kollektivschuld geht, sagt Pilatus bei Johannes zu Jesus »Dein Volk und die Hohenpriester haben dich mir ausgeliefert!« (18,35) Hier waren wir schon einmal, bei der Kollektivschuld, die verallgemeinert, verdammt, verhärtet und lähmt statt nach dem zu fragen, was war, und sich dem zu stellen, was war, und so ein Stück Freiheit zu gewinnen. Was also wissen wir über die Passion Jesu, wenn es denn so ist, dass das Johannesevangelium sie in einer späten, äußerst problematischen und so nicht nachvollziehbaren Weise darstellt? Es ist ausgesprochen wenig und lässt sich entsprechend rasch bündeln:

1. Jesus ist *gekreuzigt* worden, und das heißt, da dies eine römische Strafe für kriminelle und politische Aufführer war, er ist aufgrund eines Urteilsspruchs des Pilatus hingerichtet worden, der in allen vier Passionsgeschichten, gemessen an außerbiblichen Berichten über ihn, tendenziös, mithin viel zu harmlos dargestellt ist.
2. Die Anschuldigung »König der Juden«, die öffentlich gemacht und ans Kreuz geheftet wurde, deutet daraufhin, dass man Jesus beschuldigt hat, politisch-messianische Zielsetzungen zu haben.
3. Für politische Ambitionen Jesu haben wir keine Indizien, wohl aber dafür, dass er sein Wirken in einem unpolitisch-messianischen Sinne verstanden hat (z.B. Exorzismen, Reich-Gottes-Verkündigung). Ebenso scheint es nach Ausweis der Erzählung über seine handgreifliche Aktion im Tempelbezirk, dass er vor einer Protestaktion nicht zurückscheute, die die öffentliche, hier die priesterliche Ordnung störte.
4. Da eine Aktion im Tempelbezirk die Interessen priesterlicher Kreise berührte, ist damit zu rechnen, dass Jesus aus diesen Kreisen heraus an Pilatus ausgeliefert wurde, aber eben nicht von »den Juden«. Der ausschlaggebende Schuldspruch geht so oder so auf Pilatus zurück.

Wie aber ist dann eine verallgemeinernde und problematische Darstellung der Passion Jesu wie die des Johannesevangeliums zu erklären?

5. Hintergründe der johanneischen Sicht

Für die auffällig verallgemeinernde Rede von »den Juden« im Johannesevangelium gibt es eine Reihe von Erklärungen. Ich greife zwei besonders verbreitete heraus.

Die erste, die sich vor allem mit den Namen Rudolf Bultmanns und seiner Schüler*innen verbindet, legt die Kluft zwischen der Realität einerseits und der verallgemeinernden Rede von »den Juden« andererseits wie folgt aus: Gemeint sei gar nicht das tatsächlich existierende Judentum, also das empirisch wahrnehmbare Israel, sondern das »Wesen des Judentums«. ³ Der Begriff werde also in stereotypem Sinne gebraucht und sei der Sache nach identisch mit der Verwendung des Begriffs »Welt« im Johannesevangelium. ⁴ »Die Juden« und »die Welt« würden allein danach beurteilt und definiert, wie sie sich zu Jesus verhielten. Wenn von ihnen gesagt würde, sie seien vom Teufel, so sei dies in streng theologischem Sinne als Umschreibung dafür gemeint, dass sie eben ihr Dasein nicht in Gott wählten, wie Jesus ihn offenbart, sondern im Antigöttlichen. ⁵

Damit mögen zwar die Aussagen des Johannesevangeliums zum Teil zutreffend umschrieben sein. Aber mit dieser Umschreibung ist nur bestätigt, dass das Johannesevangelium antijüdische Tendenzen hat. Denn eben dies – eine stereotype Darstellung des Judentums, die auf dessen reale Existenz keine Rücksicht nimmt – ist seit jeher Kennzeichen einer antijüdischen Darstellungsweise gewesen. Es wird allein von den eigenen theologischen Interessen her diktiert, was das Judentum theologisch ist oder zu sein hat.

Die zweite Erklärungsweise, die gegenwärtig stärker im Schwange ist und vor allem von Klaus Wengst vertreten wird, sucht die johanneische Darstellung eher von den sozialen und politischen Voraussetzungen der Gemeinde (oder Gemeinden) her zu erklären, die hinter dem Johannesevangelium – also am Ende des ersten Jahrhunderts – steht. Diese Gemeinde stellt eine judenchristliche Minorität in einer mehrheitlich jüdischen Umwelt dar. Sie erfährt mit ihrer Botschaft über Jesus Christus von dieser jüdischen Umwelt, der Majorität, her eine spürbare Ablehnung (etwa in Gestalt des Ausschlusses aus der Synagoge), und diese schmerzliche Erfahrung ist es, die in der antijüdischen Entfaltung ihrer Botschaft ihren Niederschlag findet. Das Nein, das der Gemeinde in ihrer Gegenwart widerfährt, wird sozusagen zum Steuerungsmechanismus für die Darstellung »der Juden« in der Geschichte Jesu. Ihre Belastung mit der Schuld am Tode Jesu geht bei Johannes und in den übrigen Evangelien mit einer zunehmenden Entlastung des Pilatus einher. Diese Entlastung des bei Johannes von »den Juden« geradezu verbal strangulierten Pilatus steht unverkennbar im Dienst der

christlichen Gemeinde, indem nun der Römer mehr und mehr zum Zeugen für die Unschuld des als politischer Auführer verurteilten Jesus wird; denn mit ihrem Herrn und Meister wird zugleich die Gemeinde selbst von dem Verdacht befreit, sie habe in seiner Nachfolge antirömische Bestrebungen.⁶

Ich möchte nicht verhehlen, dass mir diese zweite Erklärung plausibler erscheint. Im Hintergrund der angedeuteten Spannungen steht dabei ein religiöser Konflikt, der zumindest anzudeuten ist: Das Zentrum der Botschaft des Johannesevangeliums umfasst die Verkündigung der Einheit Gottes mit Jesus von Nazareth als seinem Sohn. Im Wirken und Reden Jesu geschieht nach Johannes eine letztgültige Offenbarung des einen Gottes, wie er in der Bibel Israels bezeugt ist. Diese Botschaft von der Einheit Gottes mit diesem einen besonderen Menschen ist für Juden in der Regel nicht nachvollziehbar. Sie sehen darin eine Antastung der Einzigkeit des biblischen Gottes. Denn er hat sich jüdischer Auffassung gemäß zwar seinem Volk offenbart und will sich auch den Völkern der Welt offenbaren, aber er bindet sich nicht in dieser ausschließlichen Weise an einen einzigen Menschen. Erst wenn man in diesem Sinn nach den Gründen für das jüdische Nein zum Anspruch des johanneischen Jesus fragt, ist man auf der Ebene eines Gesprächs, in dem der andere zu Wort kommt und nicht nur – und sei es in der »guten Absicht«, das Evangelium zu verkündigen – totgeredet wird.

6. Rückkehr zu Bachs Johannespassion

Nehmen wir zu Beginn noch einmal die Beobachtung auf, dass das Johannesevangelium die Auffassungen und die Darstellungen einer Minderheit enthält, die in einer Mehrheit lebt, die ihr ablehnend gegenübersteht. Gerade wenn es sich so verhält, dann ist dies umso mehr Grund zur Behutsamkeit im Umgang mit diesem Evangelium. Denn spätestens seit dem vierten Jahrhundert ist die christliche Gemeinde in der Regel nicht mehr die Minderheit gegenüber den jüdischen Gemeinden, sondern sie ist nun selbst die Mehrheit, und sie hat diese Machtposition über 1500 Jahre hin gegenüber den jüdischen Gemeinden in einer bedrückenden, teilweise blutigen Weise zur Geltung gebracht. Sie hat sich dabei – und hier beginnen die Dinge auf dem Kopf zu stehen – mit dem Johannesevangelium legitimierend einer Schrift bedient, die aus einer Zeit stammt, in der sie selbst als Minderheit Anfechtungen ausgesetzt war. Löst man deshalb das Johannesevangelium von seiner Zeit ab und überträgt es ohne Berücksichtigung der gravierenden Unterschiede zu unserer Zeit auf unsere Gegenwart, so ist dem Missbrauch Tür und Tor geöffnet. Es wird dann geradezu zu einem antijüdischen Faktor oder zu einer antijüdischen Waffe – auch dies, obwohl Waffen dieser Art unheilvoll genug eingesetzt worden sind.

Johann Sebastian Bach hat mit seiner vollen, ja, noch bekräftigenden, Aufnahme der Aussagen über »die Juden« in der johanneischen Passionsgeschichte Teil an dem antijüdischen Gebrauch des vierten Evangeliums und seiner Leidensgeschichte Jesu. Es scheint zwar, als habe Bach mit dem Choral »Wer hat dich so geschlagen?« geradezu ein Gegengewicht gesetzt. Denn dort wird in der Antwort auf diese Frage ein christliches Schuldbekennnis laut, das das Verhalten des einzelnen Christen mit dem der Täter von damals zusammenschließt: »Ich, ich und meine Sünden, die sich wie Körnlein finden des Sandes an dem Meer, Die haben dir erregt Das Elend, das dich schläget, Und das betrübte Marterheer.« Freilich trägt diese Brücke nur eine kurze Weile. Denn mit dem Schlusschoral »Ach, Herr, lass dein lieb Engelein« wird der, der sich schuldig bekannt hat, hineingenommen in eine tröstliche, die Schuld überwindende Bewegung (»... Herr Jesu Christ, erhöre mich, Ich will dich preisen ewiglich!«), während »die Juden« – unausgesprochen – als Schuldige zurückbleiben. Ich will mit der hervorgehobenen Teilhabe Bachs an dem antijüdischen Gebrauch kein Urteil über ihn fällen – es genügt, die Zusammenhänge aufzuzeigen, in denen er steht und in die er zu stehen kommt, damit wir in die Lage versetzt werden, uns zu verhalten. Welche Konsequenzen sind denkbar?

Mir sind viele der Choräle, die Bach aufgenommen hat, ans Herz gewachsen. Aber in Kenntnis der Problematik des Johannesevangeliums und in Kenntnis der verhängnisvollen und vielfach tödlichen christlichen Judenfeindschaft stocke ich angesichts der Unerbittlichkeit, ja wohl auch des Fanatismus, wie er in den Turbachören musikalisch gebündelt ist und zum Ausdruck gebracht wird als vermeintliche hasserfüllte Einstellung »der Juden« gegenüber Jesus, also des ganzen Volkes. Zwar gibt es die Deutung, die planvolle Gestaltung der Judenchöre solle zeigen, dass die Juden gleichsam als Mittler zum Heil im Plan Gottes dargestellt seien, sodass »die Juden«, »obwohl vordergründig aus eigenem Impuls handelnd, aus übergeordneter Perspektive als Vollführer des Heilsplanes bezeichnet« würden.⁷ Aber es scheint mir doch äußerst zweifelhaft, ob die Art der Vertonung eine solche Deutung hergibt, ganz abgesehen von der Frage, wieviel sie an dem Problem ändern würde. Wir wissen heute, dass es nicht »die Juden« gewesen sind, die den Tod Jesu gefordert und herbeigeführt haben, und weil es sich so verhält, darum darf man sie aus den genannten Gründen auch nicht so darstellen, weder literarisch noch musikalisch. Vielleicht ließe sich ein Ausweg finden, indem man an den einschlägigen Stellen statt »die Juden« einfach und der Sache nach richtig »die Gegner« sagte. Oder wären uns hier die Texte von Johann Sebastian Bach heiliger als die der Heiligen Schrift, bei der man zum Beispiel bei der Wiedergabe der Psalmen im Evangelischen Gesangbuch seitens der EKD mit der größten Selbstverständlichkeit ganz andere Rosskuren vorgenommen hat?

Wenn man die ganze Johannespassion aufführt, ohne selbst eine minimale Änderung wie die eben vorgeschlagene einzufügen, spielt man zumindest mit dem Feuer: Denn wo ist die Gewähr, dass die emotional hochgeladenen Turbachöre nicht doch in der Einstellung bestärken, die wir wohl aufs Ganze gesehen noch längst nicht hinter uns gelassen haben, nämlich unsere jahrhundertealte religiöse Ablehnung und Diskriminierung der Juden, die sich zudem allemal nur zu leicht mit anderen, politischen antijüdischen Einstellungen vermischt.

Man kann ganz gewiss nicht sagen, es führe ein mehr oder weniger direkter Weg von den Evangelien, also etwa von den Passionsgeschichten, oder auch allgemein von der christlichen religiösen Judenfeindschaft in die Konzentrationslager. Ebenso wenig lässt sich freilich leugnen, dass selbst die Meisten von denen, die mehr oder weniger unmittelbar mit Judenverfolgung und Judenermordung zu tun hatten, Kirchenangehörige waren. Desgleichen lässt sich nicht bestreiten, dass das große Schweigen und Gewährenlassen gerade auch von kirchlich-christlicher Seite in Deutschland und zum Teil darüber hinaus nicht ohne jenes jahrhundertealte und christlicherseits immer wieder neu eingeprägte Vorurteil zu erklären ist: Das, was den Juden an Unrecht und Unheil widerfährt, gebührt ihnen so, weil ihnen damit im Tiefsten ein von ihnen selbst durch die Kreuzigung Jesu heraufbeschworenes Geschick widerfährt. Anders gesagt: Wenn man – wie es auf christlicher Seite mit Blick auf die Juden geschehen ist – über Jahrhunderte hin an einer Gemeinschaft so gut wie kein gutes Haar und nichts Liebenswertes lässt, sie vielmehr immer wieder verunglimpft, wen wundert es dann, wenn Menschen gleichgültig bleiben und wegschauen, sobald dieser Gemeinschaft Unrecht angetan wird? Kann man sich doch vor sich selbst aufs Leichteste scheinbar mit eben jener Ausrede beruhigen: Es gebührt ihnen so ...

Schließen möchte ich mit einigen bedenkenswerten Sätzen von Dagmar Hoffmann-Axthelm:

»Es ist schwer, die wohl größte Musik, die wir besitzen, auch nur entfernt verbunden zu wissen mit diesem Grauen (nämlich der Konzentrationslager). Trotzdem meine ich, wir sollten die judenfeindliche Botschaft, die Bach in seine Passionen einkomponiert hat, mithören. So könnten wir diese Werke gleichsam als Meditationsmusik hören. Wir könnten sie hören im Andenken an die ungezählten Juden, die in zwei Jahrtausenden christlich-jüdischer Geschichte im Namen Christi und anderer gekreuzigt worden sind. Mit der alljährlichen Aufführung von Bachs Passionen bietet sich uns, die wir durch Bachs Musik so reich beschenkt worden sind, die Gelegenheit, beim Erleben dieser Musik ... in Trauer, Demut und Versöhnungsbereitschaft unserer

›jüdischen Abstammung‹ zu gedenken«, ⁸ das heißt unserer durch große Schuld hindurch wiederentdeckten unlöslichen Verbindung mit dem jüdischen Volk.

Die Voraussetzung dafür ist freilich, dass die Johannespassion nicht mehr unkommentiert, ohne kritisch-konstruktive Orientierung, aufgeführt wird. Dies scheint nach wie vor die Regel zu sein, sei es aus Bequemlichkeit, sei es aufgrund der Auffassung, dass nicht sein kann, was nicht sein darf.

1 Vom Verfasser gekürzte und geringfügig redigierte Fassung des Beitrags: Bachs Johannes-Passion, das Johannesevangelium und das Problem christlicher Judenfeindschaft, in: Zutrauen zur Theologie. 60-FS Christof Gestrich. Hrsg. v. Anne-Kathrin Funke/Joachim Zehner, Berlin 2000, 250-270.

Literatur, auf zitierte Arbeiten beschränkt (Weiteres in dem genannten Beitrag): Rudolf Bultmann, Das Johannesevangelium, Göttingen 16 (1959); Werner Breig, Zu den Turba-Chören von Bachs Johannes-Passion, in: Hamburger Jahrbuch für Musikwissenschaft 8 (1985), 65-96; Alfred Dürr, Die Johannes-Passion von Johann Sebastian Bach (dtv 4476), München/Kassel 1988 = 1992; Erich Gräßler, Die antijüdische Polemik im Johannesevangelium (1964/65), in: Ders., Der Alte Bund im Neuen. Exegetische Studien zur Israelfrage im Neuen Testament, Tübingen 1985, 135-153; Dagmar Hoffmann-Axthelm, Bach und die Perfidia iudaica. Zur Symmetrie der Juden-Turbæ in der Johannes-Passion, in: Basler Jahrbuch für historische Musikpraxis 13 (1989), 31-54; Klaus Wengst, Bedrängte Gemeinde und verherrlichter Christus. Ein Versuch über das Johannesevangelium, München 4 (1992). Siehe zu Bachs Passionen ferner die umfassende Arbeit von Johann Michael Schmidt, Die Matthäus-Passion von Johann Sebastian Bach. Zur Geschichte ihrer religiösen und politischen Wahrnehmung und Wirkung, Leipzig 3 (2018). – Zitate aus der Johannespassion werden nach dem Text von Dürr gegeben.

2 Breig, 80.

3 Bultmann, 59.

4 Ders., 59.204.213.500.508 u.ö.

5 Gräßler, 146f.

6 Wengst, 55-74.

7 Breig, 89; ebenso Dürr, 122.

8 Hoffmann-Axthelm, 54. Statt »Versöhnungsbereitschaft« wäre allerdings wohl besser von »Umkehrbereitschaft« zu sprechen.



Jesus, Pilatus und die Juden im Johannesevangelium

Peter von der Osten-Sacken

Pontius Pilatus, ein rechtlich denkender römischer Beamter, der einen Justizmord zu verhindern sucht, Jesus, der unbeirrt seine Passion durchschreitet bis hin zum sieghaften Ruf: »Es ist vollbracht!«, »die Juden« als Menge, die unerbittlich Jesu Tod fordert und den Römer so lange in die Enge treibt, bis ihm scheinbar kein anderer Ausweg bleibt als das Todesurteil – so stellt es das vierte Evangelium dar und so im Anschluss an dieses Evangelium Johann Sebastian Bach in seiner Johannespassion, und so ist es historisch falsch.

Pilatus erscheint in nicht-christlichen Quellen als teils schwankender, teils rücksichtsloser römischer Provinzverwalter, der schließlich aufgrund unerträglicher Willkürherrschaft von seinem Posten abberufen wird.

Jesus stirbt in den anderen Evangelien mit einem anderen Ruf auf den Lippen – bei Markus und Matthäus ist es Psalm 22,2: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?«, bei Lukas Ps 31,6: »Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.«

Historisch greifbar bleibt der römische Präfekt Pilatus, der Jesus aufgrund der falschen Anschuldigung, ein politischer Aufrührer zu sein, in einem Schnellverfahren aburteilt und anschließend hinrichten lässt. Es scheint, dass die Anschuldigung – nach provokativem Verhalten Jesu im Tempelbezirk – aus priesterlichen Kreisen oder von Mitgliedern des ihnen nahestehenden Hohenrats erhoben worden ist.

Wenn die Evangelien es so darstellen, als habe Pilatus Jesus für unschuldig erklärt und als läge die »eigentliche Schuld« an dessen Tod auf jüdischer Seite, ja, bei »den Juden«, so kommen darin Interessen einer späteren Zeit, lange nach Jesu Tod, zum Zuge. Die christliche Gemeinde, die sich im Römischen Reich ausbreitet, ist mit dem Odium behaftet, sie würde einem von Rom verurteilten Aufrührer anhängen. Um sich zu entlasten, präsentiert sie den Römer Pilatus als vermeintlichen »Zeugen« für Jesu Unschuld und damit zugleich für ihre eigene Integrität. »Die Juden« aber vermögen umso leichter pauschal angeschuldigt zu werden, als sich die Wege von Christen und Juden bereits zu trennen begonnen haben.

Je weiter die Zeit voranschreitet, desto maßloser werden auf christlicher Seite die Anschuldigungen und die Ausdeutungen der vermeintlichen »Schuld der

Juden«. Für alles und jedes, was dem jüdischen Volk widerfährt, muss sie als Erklärungsgrund herhalten; ja mehr noch, man meint aus der angeblichen Schuld der Juden ein Recht ableiten zu können, sie zu diffamieren, zu diskriminieren und von Mal zu Mal ihrer Rechte zu berauben. Bach hat die vermeintliche Todesforderung »der Juden« in der Johannespassion musikalisch besonders akzentuiert und sich damit in die jahrhundertealte Tradition eingereiht, sie mit dem Vorwurf der Schuld am Tode Jesu zu belasten.

Erst nach den furchtbaren Massenmorden am jüdischen Volk in unserem Jahrhundert, von Menschen unseres Volkes begangen, ist man aufgeschreckt. Die Kirchen – katholische wie evangelische – haben mit Entsetzen wahrgenommen, dass ihre eigene Jahrhunderte lange Verleumdung der Juden den Boden mitbereitet hat, auf dem diese Verbrechen möglich wurden und geschahen.

Wenn in der Johannes-Passion zwischen all den trostreichen Klängen jene Rufe laut werden, die den falschen Eindruck erwecken, als hätten »die Juden« Jesu Tod gefordert, dann wissen wir heute: So war es nicht! Damit ergibt sich die unabweisbare und schwierige Aufgabe, das in vielem so leuchtende Evangelium nach Johannes an diesen dunklen Stellen seiner antijüdischen Aussagen neu zu buchstabieren und es neu für die christliche Seite zu gewinnen, ohne der jüdischen zu schaden.



Der Text ist zum Nachdruck freigegeben und kann z.B. in Programmhefte für die Aufführung von Bachs Johannespassion aufgenommen werden.

Die Entwicklungsgeschichte der Oberammergauer Passionsspiele aus jüdischer Sicht

Rabbiner Noam E. Marans

Die Oberammergauer Passionsspiele werden seit 1634 zehnjährlich in Bayern/Deutschland aufgeführt. Bis vor relativ kurzer Zeit hielt man sie für hoffnungslos antisemitisch. Juden wurden in Worten, Kostümen und Verhalten als geizig, blutrünstig, teuflisch und legalistisch porträtiert. Jesus war »Christ« und »die Juden« töteten den Messias, Gottes Sohn. 1930 und 1934 sah Hitler das Spiel und verstand es zynisch als kraftvolles Werkzeug auf seinem Weg gen Verteufelung, Deportation und Ausmerzung jüdischer Menschen. Mit seinem Lob auf die Spiele erklärte er: »Nie zuvor ist die Bedrohung durch das Judentum so überzeugend dargestellt worden.«

Der Holocaust und die darauf folgende institutionelle Selbstreflektion der Christen hätte für die Wandlung des Negativtrends in Oberammergau ausreichen sollen. 1965 lehnte das Zweite Vatikanische Konzil der Katholischen Kirche die Jüdische Kollektivschuld am Tod Jesus' ab. Es lehrte, dass Jüd*innen weder von Gott abgelehnt noch verflucht dargestellt werden sollten, wie es aus den Heiligen Schriften hervorgeht.

Doch nur langsam erreichten die Veränderungen Oberammergau. In den vergangenen Jahrzehnten forderten meine Organisation, das American Jewish Committee (AJC), und andere jüdische Organisationen einen Wandel, doch die Spielleitung in Oberammergau widerstand diesem. Noch 1980 nannte Rabbi Marc Tanenbaum, der damalige Direktor für interreligiöse Angelegenheiten des AJC, die Oberammergauer Passionsspiele »eine der antisemitischsten Vorführungen weltweit.«

1987 – zwei Generationen nach dem Holocaust und eine Generation nach Nostra Aetate – gab es Fortschritte. Damals wurde Christian Stückl, ein Oberammergauer und Gründer der Theatertruppe vor Ort und heute Intendant des Münchner Volkstheater, als Spielleiter des wichtigsten Ereignisses von Oberammergau berufen. Er war selbst erst Mitte 20 und überarbeitete das Stück, indem er es als Medium für die Aufarbeitung von Deutschlands antisemitischer Vergangenheit zu nutzen begann.

Ich begegnete Stückl erstmalig im Oktober 2009, als VertreterInnen jüdischer Organisationen ihn in Oberammergau trafen, um das für 2010 vorgelegte Skript, Bühnenbilder und Kostüme durchzugehen. Aus dieser Begegnung entstand eine inzwischen ein Jahrzehnt andauernde Zusammenarbeit mit

Pfarrerin Dr. Dagmar Pruin, Geschäftsführerin von Germany Close Up (GCU) und Aktion Sühnezeichen Friedensdienste sowie die immer noch andauernde Partnerschaft zwischen AJC, GCU und ASF hin zu einem Dialog zwischen Christ*innen und Jüd*innen im Rahmen deutsch-jüdischer Versöhnung – auch in Oberammergau.

GCU und ASF ermöglichten jungen amerikanischen Jüd*innen, im Jahr 2010 bei den Oberammergauer Spielen dabei zu sein und zu diskutieren. Dem war eine gemeinsame Studienzeit der Passionstexte und -kunst mit deutschen christlichen Theologiestudent*innen vorausgegangen. Die Wiederholung dieses Settings ist für die Spielzeit 2020 vorgesehen. Angeregt durch die Begegnung in Oberammergau, hatten GCU und ACJ 2014 Gruppen amerikanischer Jüd*innen zu Seminaren nach Deutschland eingeladen, um im Rahmen der Feierlichkeiten zum Gedenken an die Reichspogromnacht mit jungen Deutschen in einen jüdisch-christlichen Dialog zu treten. Danach setzten sie sich 2017 in weiteren Seminaren anlässlich des 500. Jahrestages der Reformation in Wittenberg auch mit Martin Luthers antijüdischen Lehren und insbesondere der »Judensau« auseinander.

Bis 2010 hatte Stückl bereits die abscheulichsten antijüdischen Entgleisungen aus dem Stück entfernt und einen jüdischen Jesus eingefügt, der ein Thora-Faksimile emporhält und hunderte von Oberammergauer*innen anführt, die in Hebräisch die Originalversion des Jüdischen Gebets *Shema Yisrael* singen.

Die Darstellung von Jesus als unweigerlich jüdisch macht einen Unterschied. Dass Christ*innen akzeptierten, dass Jesu Jude war, hat maßgeblich zum Rückgang von Judenfeindlichkeit und Antisemitismus beigetragen. So wiederholte Papst Franziskus mehrmals in unterschiedlichen Formulierungen, dass Antisemitismus angesichts der jüdischen Wurzeln des Christentums und der Tatsache, dass Jesus Jude war, eine Sünde und irrational unchristlich sei.

Warum sind die Oberammergauer Passionsspiele so wichtig? Zum einen sehen sie eine halbe Millionen Menschen während der 100 Aufführungen in einer Spielzeit. Zum anderen ist es auch das umfassendste und längste Passionsstück und beeinflusst weltweit ein Genre, das jahrhundertlang judenfeindliche Einstellungen und Gewalt hervorbrachte. Des Weiteren vergrößert der Aufführungsort in Bayern – wo die Naziapartei ihre Blütezeit erlebte – die Bedeutung der Passionsspiele. So setzt sich Deutschland weiterhin mit dem Dunklen in seiner Geschichte auseinander und ringt darum, den erneuten Ausbruch von Antisemitismus zu verhindern.

In der Vorführung von 2010 waren noch nicht alle antijüdischen Klischees restlos verschwunden. Wenn also noch nicht perfekt, so soll dem unserer Auf-

fassung nach der Fortschritt nicht im Wege stehen. Als Gesprächspartner ist Stückl offen für Zuarbeiten, sowohl bestätigender wie auch herausfordernder Art. Dabei geht es darum, dass die Darstellung römischer und jüdischer Führung und Macht historisch genau ist.

In enger Zusammenarbeit mit der Leitung der Oberammergauer Spiele hat das AJC die Bildung einer akademischen Beratergruppe vereinbart. Diese berät sich mit Christian Stückl und seinem Team, wenn im Stück vorhandene anti-jüdische Klischees gefunden werden. Dieses Jahr hat sich die Beratergruppe in den USA mit den Gästen von der Oberammergauer Spielleitung getroffen, und Mitte November reiste die Gruppe für drei Tage nach Oberammergau zur Betrachtung der Kostüme und Bühnenbilder für 2020, sowie um die dazugehörige Skriptentwicklung zu kommentieren. Zeitgleich mit diesem Besuch stellte das AJC eine Webseite online, auf der es um die Passionsspiele in Oberammergau vor dem Hintergrund der Beziehungen zwischen Christ*innen und Jüd*innen geht.

Mit der fortschreitenden Durchsicht des Stücks wird herausgestellt, dass nicht »die Juden« Jesus getötet haben. Genauso wenig wie die Behauptung nicht plausibel ist, dass der Hohepriester Kaiphas den um ein Vielfaches mächtigeren römischen Gouverneur Pontius Pilatus gebeten und angewiesen haben kann, Jesus zu kreuzigen.

Als Timothy Dolan, der römisch-katholische Erzbischof von New York und nun Kardinal, 2010 gemeinsam mit dem AJC das Stück sah, sagte er, dass »Oberammergau« ein Paradigma für die Freundschaft zwischen Jüd*innen und Katholik*innen ist. »In der Vergangenheit haben die Passionsspiele Tiefpunkte in den Beziehungen gezeigt, sie sind nun aber zu einem Zeichen großen Fortschritts geworden.«

Dieses Bestreben können Christ*innen und Jüd*innen nur begrüßen.

Der Aufsatz erschien zuerst auf Englisch, vgl. RNS, Religion News Service, am 21.11.2019, <https://religionnews.com/2019/11/21/how-the-infamous-oberammergau-passion-play-is-evolving/>

»Denn ich bin hungrig gewesen...«

Des Sohnes Selbsterniedrigung – notwendig, niedrig, nahe
Helmut Ruppel

»Es besteht kaum ein Zweifel daran, dass die »hohe Christologie« das Judentum mehr als irgendetwas anderes vom Christentum trennt... sie ist das hartnäckigste Problem zwischen den beiden Religionen.«¹

Damit ist eine weite Tür zum Sprechsaal zwischen den Traditionen aufgestoßen, aus dem die vieltönendsten Stimmen im Gespräch übereinander, gegeneinander, füreinander und miteinander wahrzunehmen sind. Stichworte übertönen beharrlich die Debatten: »Inkarnation«, »Trinität«, »Gottmensch«, »Griechisch statt Hebräisch« und immer, sehr laut, »Christologie«. Um einzelne Gelehrte bilden sich Gruppen, wir hören einigen zu. Ein älterer Professor – Michael Wyschogrod, New York – spricht vom Gott Israels, der kein »unbewegter Bewegter« in der Bibel und ihrer jüdischen Auslegung sei, zutiefst mit menschlichen Problemen beschäftigt, gezeichnet mit menschlichen Zügen. »Ich kann mich nicht selbst davon überzeugen, dass Gott nicht ein nazarenischer Jude hätte werden können, wenn er es gewollt hätte. Wir wissen nicht, was Gott tun könnte oder was nicht«, hören wir ihn dozieren. Etwas anderes scheint ihm wichtiger: »Ist eine Christologie möglich, die nicht antijüdisch ist?« Zum Antijudaismus gehört der Vorwurf der Blindheit Israels gegenüber der Göttlichkeit Jesu, womit es seine Erwählung verwirkt hat, als Antichrist in der Welt wirkt und alles hasst, was zu Jesus gehört.

Der Professor zuckt die Achseln und sagt gelassen: »Ich habe den Eindruck, dass vielen Christen heute bei der hohen Christologie nicht wohl ist. Da ich davon überzeugt bin, dass die hohe Christologie ein tragischer Irrtum in der christlichen Entwicklung war, kann ich nicht umhin, mit einer gemäßigten Christologie zu sympathisieren. Zugleich bin ich mir dessen bewusst, dass dies aus der Sicht der Vertreter einer hohen Christologie die Aufgabe des Zentrums des christlichen Glaubens darstellt und deshalb kann ich diesen Weg nicht von den Christen verlangen.« Was bleibt zu tun? ist auf den Gesichtern der Umstehenden zu lesen. Mr. Wyschogrod aus New York hat zum Abschied einen Rat: »Vertreter einer hohen Christologie müssen deshalb besondere Anstrengungen unternehmen, das jüdische Volk nicht zu dämonisieren – es sei denn, ihr Glaube erfordert ein von Gott verworfenes Israel. Dann sollten sie allerdings nicht betonen, dass Jesus Jude war.«

Wir bewegen uns ein wenig im Saal, immer den Rat (die Aufforderung? Bitte? Zukunftswunsch?) im Ohr, »besondere Anstrengungen zu unternehmen«...

Unsere Quellen sind doch vor dem ersten Federstrich extrem theologisch interessiert. Menschen haben die Evangelien, die Briefe, die Apostelgeschichte aufgeschrieben, immer mit dem kraftvollen Trotz, den Willen Gottes zur Sprache zu bringen und gewiss sehr oft mit einer kämpferischen Energie, gehört zu werden! »Psychogene Verarbeitungsstrategien« nach dem erbärmlichen Tode des armen Jesus ließen ihn so groß werden? Nein, nein, nein, denn »ER ist auferstanden!« Das ist Bekenntnistrotz!

Uns wird ein wenig schwindlig im großen Sprechsaal, da stoßen wir auf einen kleinen Bibelarbeitskreis, vom Temperament her ernsthaft, aber nicht unfroh, könnte norddeutsch sein. Schildchen auf dem Tisch: »Prof. Dr. Marquardt, Dr. Stäblein – Predigtmeditation Philipperbrief 2.« Auf einem Tisch liegen Bibeltexte.

»Über göttliche Gestalt verfügend, hielt Christus die Gottgleichheit doch nicht wie ein glückliches Los fest, sondern entäußerte sich selbst aller Vorrechte und nahm die Gestalt eines versklavten Menschen an, wurde den Menschen gleich und seine ganze Erscheinung zeigte: Er war ein Mensch wie du und ich. Er erniedrigte sich selbst und war dem Auftrag Gottes gehorsam bis zum Tode, dem Sklaventod am Kreuz. Darum hat Gott den Erniedrigten erhöht und ihm den Namen verliehen, der über jeden Namen erhaben ist. Damit im Namen Jesu *sich alle Knie beugen sollen im Himmel und auf Erden und unter der Erde und jede Zunge bekennen soll*, dass Jesus Christus der Herr ist zur Ehre Gottes, des Vaters.«

Der Ältere von beiden ruft in die Runde: »Ein Hymnus! Skandierter gesungene Dogmatik! Atem einer singenden Gemeinde! Nicht *ex cathedra* doziert!« Man sieht ihm an, das gefällt ihm, das wäre sein Ton! »Cantate« wäre sein Lieblingssonntag... Und er beginnt lebhaft zu entfalten, unter welchen Leuten eher gesungen wird als dogmatisch ziseliert. Das sind die, die bei Worten wie »Erniedrigung, Knechtschaft, Gehorsam, Beugung« aufhorchen, die »mit ihrem Rücken gegen die Wand hocken« – er meint Sklaven, Menschen am Rand, die von einem hören, der, obwohl zu den Hohen gehörend, nur einer er ihnen geworden ist, nicht die menschliche Edelgestalt gewählt, sondern sich allen lebensvorenhaltenden Kräften unterworfen hat. Er wollte, der Ältere beginnt selbst zu skandieren, »nicht für sich selbst Gewinn ziehen, wollte nicht an-und-für-sich Gott sein!«.

Er gibt seine Hoheit, Unsterblichkeit, Ewigkeit auf zugunsten derer, denen es an allem fehlt. Sie werden dies Lied nicht zerdenken, sondern singen! Sie »könnten womöglich die Andeutung einer ganz großen Solidarität mit ihrem unterdrückten Sklavendasein zu wittern beginnen«.

Dies ist offensichtlich ein Stichwort: *Solidarität* – der Jüngere nimmt das »einigende Verhalten« auf und hört darin die ethische Spitze für eine Gemeinde, mehr noch, kirchliche Ethik! Könnte er nicht später Bischof werden? Sollte dies »einigende Verhalten« nicht auch *Juden und Christen umgreifen*, führt er den Gedanken fort. Ja, es ist »theo-logisch« folgerichtig. Er nennt es ein »homiletisches Versprechen« in die Lebenswirklichkeit hinein, ein Wort des Berliner Kirchenreformers Ernst Lange aufgreifend, der selbst aus jüdischer Tradition kam.

Der Jüngere senkt die Stimme und fragt nach Form und Gestalt der Solidarität, die er noch einmal mit »sich eng mit jemandem verbinden und verbünden, ja, eines wechselseitigen Haftens und gegenseitig verantwortlich Seins« skizziert. Er erwägt Gedanken zur »körperlichen Solidarität« mit dem Judentum und erinnert und entwirft schöne Beispiele, hat auch welche zusammengestellt – noch ein guter Zettel!

Des Sohnes Selbsterniedrigung – notwendig, niedrig, nahe. Nachdenklich gehen wir weiter und folgen dem Gedanken, dass die Entäußerung und das Nahwerden des Gottessohnes einen Horizont neuer gegenseitiger Wahrnehmung, des Respektes, der Zuhörbereitschaft, des gemeinsamen Lernens eröffnen kann – und das ohne Aufdringlichkeit im Sinne des wohlbedachten Abstandes, der am besten verbindet...

Eine Cafeteria im großen Sprechsaal kommt in Sicht und dort treffen wir eine Gemeindegruppe, Alte und Junge, die zum Verarbeiten alles Gehörten sich mit ihrem Pfarrer hingesetzt haben. Wir rücken heran und hören zu. Der geistliche Kollege stellt sich vor: »Christoph Dinkel, Christuskirche, Stuttgart«. Lebhaft und geduldig, erzählend und fast buchstabierend versucht er den komplizierten Bibeltext sowohl der Konfirmationsgruppe wie den Älteren (»Älter ist net so bös wie alt«) lieb werden zu lassen, später flüstert uns eine Frau zu, er sei auch Professor!

Dinkel lenkt die Aufmerksamkeit seiner Gemeindegruppe auf die »doppelte Lesart der Geschichte Jesu«: Die menschlich-irdische und die göttlich-himmlische. Einmal der Wanderprediger und Lehrer, Heiler und Hoffnungsträger, »Bote und Bringer der anbrechenden Gerechtigkeit und des anbrechenden Friedens«. Und wieder buchstabiert er fast: »... ein himmlisches Ereignis von kosmischer Bedeutung. Der große Gott macht sich ganz klein und wird Mensch, das Unendliche erscheint im Endlichen... in Jesu Zuwendung zu den Menschen wendet sich Gott den Menschen zu. In Jesu Leiden leidet Gott. Weil Gott die Menschen für sich und seine Liebe gewinnen will, gibt er sich ihnen hin, stellt sich auf sie ein, lebt ihr Leben und stirbt ihren Tod... ein

ganz und gar menschliches Ereignis, ein Ereignis der überströmenden Hingabe und Liebe Gottes zu den Menschen.« Na, ist das nicht etwas sehr romantisch, denke ich und gebe heimlich Leo Baeck recht, der das Christentum eine sentimentale Religion nannte. Doch, da hätte ich Dinkel fast verpasst: »Wer die Perspektive Gottes auf die Welt wahrnimmt, kann sich mit vielem in der Welt nicht abfinden, nicht mit Armut, Hunger und Krankheit, nicht mit Hass und Krieg, nicht mit dem zu frühen Tod, nicht mit der Verletzung der Seelen durch Missbrauch und Gewalt. Der christliche Glaube lehrt uns am Beispiel Jesu die Identifikation mit den Opfern des Lebens. Ihre Perspektive gilt es ernst zu nehmen, sie gilt es zu schützen, ihnen ist zu helfen, wo immer es geht. Der gekreuzigte Gott ist bleibende Verpflichtung Partei zu ergreifen für alle, die leiden unter den Verhältnissen und unter dem Leben.«

Wir sehen die Konfirmanden und Konfirmandinnen an, wie es hinter den Stirnen arbeitet. Ich denke, worüber und wovon wohl an den Abendbrotischen gesprochen wird. Dann zieht Dinkel seine kleine Bibel hervor und zitiert kurz aus dem Matthäusevangelium 25 von dem König, der einmal sagen wird: »Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mir zu essen gegeben; ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich aufgenommen; ich bin im Gefängnis gewesen und ihr habt mich besucht,« die Älteren nicken, Mädchen und Jungs müssen sich ihrer Rührung erwehren und suchen ihre Smartphones. Sie wissen, die Hungrigen, die Flüchtlinge, die Armen, die Obdachlosen werden immer mehr – was kommt auf sie zu... Dinkel wendet sich ihnen besonders zu: »War Jesus ein über die Erde wandelnder Gott? Nein, er war ein wirklicher Mensch... in dessen Leben und in dessen Worten Gott sichtbar und erfahrbar wird.« Ich füge stillschweigend hinzu: Notwendend, niedrig und nah.

Wir verabschieden uns, suchen nach dem Ausgang des großen Sprechsaales, da holt uns Dinkel ein und gibt uns noch ein Blatt, das er heute Abend mit allen lesen und besprechen wird. Wir bedanken uns und versprechen es draußen zu lesen. Es ist eine Geschichte aus jüdischer Tradition, die unzähligen Generationen in Verzweiflung und Niedergeschlagenheit aufgeholfen hat, denn das Judentum weiß von Gottes Gegenwart in der Niedrigkeit, man möchte sagen, wer denn wenn nicht das Judentum.

Wir lesen: »Von einem Rabbi ging die Sage, dass er jeden Morgen vor dem Frühgebet zum Himmel emporsteige. Ein skeptisches Mitglied der Gemeinde und Gegner des Chassidismus lachte darüber und legte sich auf die Lauer, um selber festzustellen, was der Rabbi vor Morgengrauen trieb. Da sah er: Der Rabbi verließ, als ukrainischer Holzknecht verkleidet, sein Haus und ging zum Wald. Der Skeptiker folgte von weitem. Er sah den Rabbi ein Bäumchen

umhauen und in Stücke hacken. Dann lud sich der Rabbi das Holz auf den Rücken und schleppte es zu einer armen und kranken jüdischen Frau. Der Skeptiker sah durch das Fensterchen, drinnen kniete der Rabbi am Boden und heizte ein... Als die Leute den Skeptiker fragten: »Nun, steigt er wirklich zum Himmel?«, sagte der still: »Sogar noch höher.« Gottesbegegnungen, die ich für uns alle erhoffe. Hatte ich selbst vorgelesen? Oder waren es der Professor aus New York, der ältere Theologe und sein jüngerer Kollege aus Berlin oder der Stuttgarter Pfarrer/Professor, die in alle Himmelsrichtungen den Park eilig verließen, als hätten sie noch wichtige Dinge zu tun...?

1 Michael Wyschogrod, Christologie ohne Antijudaismus?, in: Kirche und Israel, Heft 1.92, 5-9, Neukirchener Verlag, Neukirchen-Vluyn 1992

Aus den folgenden Texten sind, der narrativen Linie folgend, Textstücke entnommen:
Friedrich-Wilhelm Marquardt, Philipper 2, 5-11, Predigtmeditation zum Palmsonntag, in: Texte & Kontexte, Exegetische Zeitschrift, Dortmund 2010, 67-70, (Bd. II der Marquardt-Predigtmeditationen)

Christian Stäblein, Palmarum, Phil 2.2-11, in: Predigtmeditationen im christlich-jüdischen Kontext, Neuendettelsau 2003, 125-132

Christoph Dinkel, Predigten auf www.christuskirche-stuttgart.de

Die Übersetzung von Phil 2 ist der »Bibel in gerechter Sprache« entnommen.

Es ist mir nicht gelungen, ein Exemplar des grundlegenden Bandes von Peter Kuhn, »Gottes Selbsterniedrigung in der Theologie der Rabbinen«, zu erhalten.

Ein weiterer Beitrag, allein mit narrativen Überlieferungen, ist in Vorbereitung.

Die neue Karfreitagsfürbitte und das Verhältnis der katholischen Kirche zu den Juden

Walter Homolka

Wer die Kirchengeschichte kennt, kommt nicht umhin, die bahnbrechenden Änderungen der letzten Jahrzehnte zu würdigen, die das jüdisch-katholische Verhältnis erfahren hat. Die Konzilserklärung »Nostra Aetate« vom 28. Oktober 1965 über das Verhältnis zu den nichtchristlichen Religionen wies erstmals die pauschale Schuldzuweisung für Jesu Tod an das jüdische Volk zurück. Die Neubestimmung des Verhältnisses zur jüdischen Gemeinschaft ist darüber hinaus auf das Engste mit dem Pontifikat Johannes Pauls II. verbunden. Wie aber steht es mit dem Pontifikat Benedikt XVI. um das Klima des jüdisch-katholischen Verhältnisses? Die Wiederzulassung des Missale Tridentinum als »außerordentliche Form« des katholischen Messformulars im Juli 2007 hatte schon schwerwiegende Fragen für uns Juden aufgeworfen. Denn die jüdische Befürchtung lässt sich nicht ausräumen, dass mit der alten Messe auch die alte Ekklesiologie und die alten Ansprüche der katholischen Kirche wiederbelebt werden sollen.

Folge der Wiederzulassung war eine nachhaltige Irritation im Verhältnis von Judentum und katholischer Kirche. Nach der Freigabe des alten Messritus als »außerordentliche Form« im Juli 2007 hatten weltweit Vertreter des Judentums eine Abänderung der alten Form dieses Gebets gefordert. Auch viele christliche Organisationen baten um Klärung: dass der Bund Gottes mit seinem Volk Israel Bestand hat ohne Jesus. Das Hin und Her seit Mitte 2007, ob und wie künftig am Karfreitag für die Juden gebetet würde, ließ mehr vermuten als nur einen Fehler in der Kommunikation des Vatikans. Als man im Vatikan vorstellig wurde und eine Klärung verlangte, erhielt man von Kardinal Bertone die Aussage, die Befürchtungen seien unbegründet und man sehe die Sache falsch.

Im Februar 2008 schaffte eine Neufassung von höchster Seite grausame Klarheit. Das eigens von Benedikt XVI. formulierte Gebet lautet: »Wir wollen auch beten für die Juden, dass unser Gott und Herr ihre Herzen erleuchte, damit sie Jesus Christus erkennen als Heiland aller Menschen... Allmächtiger ewiger Gott, der Du willst, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen, gewähre gnädig, dass ganz Israel gerettet werde, wenn die Fülle aller Völker in Deine Kirche eintritt.« Führt der Weg zum Heil also auch für Juden letztlich über die Anerkennung Jesu als Heiland? In der ordentlichen Form seit den siebziger Jahren heißt es da ganz anders: »Lasset uns

beten für die Juden, zu denen Gott im Anfang gesprochen hat. Er gebe ihnen die Gnade, sein Wort immer tiefer zu verstehen und in der Liebe zu wachsen.« Durch die Veränderung der außerordentlichen Form des wiederzugelassenen lateinischen Messritus wird die ordentliche Form entwertet. Denn die jetzt in Kraft gesetzte Fassung Benedikt XVI. ist die neueste Form, mit der es sich kritisch auseinanderzusetzen gilt. Sie ist als offizielle »lex orandi« auch »lex credendi«! Hätte er auf die Aussage der ordentlichen Form zurückgreifen wollen, wie einfach wäre es gewesen, ihre lateinische Fassung für die tridentinische Messe vorzuschreiben.

Kardinal Walter Kasper, für das Verhältnis zum Judentum zuständig, versuchte jedoch, abzuwiegeln: Die Bitte um Bekehrung der Juden sei nur eine »endzeitliche Hoffnung«, die katholische Kirche wolle im Diesseits keine Judenmission. Es handele sich lediglich um ein Zitat aus dem Römerbrief. Wenn der Papst nun von der Bekehrung der Juden spreche, müsse man das richtig verstehen. Die jüdische Reaktion war trotzdem blankes Entsetzen: Ich und mehrere andere jüdische Vertreter sagten unsere Teilnahme am 97. Deutschen Katholikentag in Osnabrück im Mai 2008 ab. Plötzlich war das Klima des Einvernehmens und gegenseitigen Vertrauens verschwunden. Daran konnte auch das verspätete Kommuniké des Vatikanischen Staatssekretariats nichts mehr ändern. Dort heißt es: »Der Heilige Stuhl möchte versichern, dass die neue Formulierung des Gebets, die einige Aussagen des Missale von 1962 modifiziert, nichts an dem Respekt der Katholischen Kirche gegenüber den Juden zu ändern beabsichtigt, der sich auf der Grundlage des Zweiten Vatikanischen Konzils entwickelt hat, speziell der Erklärung »Nostra Aetate«... Im Kontext anderer Konzilsaussagen – über die Heilige Schrift (Dei Verbum, 14) und über die Kirche (Lumen Gentium, 16) – legt »Nostra Aetate« die grundlegenden Prinzipien dar, die bis heute die Bande der Wertschätzung, des Dialogs, der Liebe, Solidarität und Zusammenarbeit aufrechterhalten haben. Gerade im Blick auf das Mysterium der Kirche ruft »Nostra Aetate« das einzigartige Band in Erinnerung, dass das Volk des Neuen Testaments mit dem Stamm Abrahams geistig verbindet, weist jede geringschätzige oder diskriminierende Gesinnung gegen Juden zurück und distanziert sich klar von jeder Form des Antisemitismus...«

Ganz anders die jüdische Einschätzung. Ein Rabbinerkollege benannte seinen Zustand sanft mit »inhaltlicher Verwunderung und emotionaler Verstimmung«. Ein anderer wollte es noch klarer sagen: Man habe den Eindruck, das Judentum sei aus katholischer Sicht defizitär, der Aufruf zur Judenmission unüberhörbar. Die weltweite Reaktion war ebenfalls eindeutig. Die American Assembly of Rabbis reagierte mit der Erklärung, das Gebet des Papstes werfe

einen dunklen Schatten auf das jüdisch-katholische Verhältnis; Zentralratspräsidentin Charlotte Knobloch erklärte öffentlich ihr tiefes Missvergnügen: Nie hätte sie geglaubt, ein deutscher Papst könne so etwas formulieren, das Gebet müsse revidiert werden; die Israelitische Kultusgemeinde in Österreich äußerte zu Pessach 2008 ihre Bestürzung über die vorkonziliare katholische Karfreitagsliturgie und das Wiederaufleben des Aufrufs zur Judenmission. Konsequenz setzten die jüdischen Gemeinschaften Italiens, Deutschlands und Österreichs die offiziellen Beziehungen zur katholischen Kirche aus. Daran änderte auch der schnell eingeschobene Synagogenbesuch in New York beim USA-Besuch des Papstes am 18. April nichts mehr. Zur Karfreitagsfürbitte fiel kein weiteres klärendes Wort, als sich Benedikt XVI. zum kurzen Fototermin in der orthodoxen Park East Synagoge Rabbiner Arthur Schneiers einfand.

Die jüdische Reaktion ist weder überraschend oder überzogen. Als höhnisch müssen Juden es empfinden, wenn ausgerechnet im Umfeld von Karfreitag und Ostern die Katholische Kirche wieder für die Erleuchtung der Juden bittet, damit wir Jesus als Heiland erkennen. Solche theologischen Aussagen werden in einem wirkungsgeschichtlichen Kontext getroffen, der eng verbunden ist mit Diskriminierung, Verfolgung und Tod, letztlich um unseres »Seelenheils« willen. Uns Juden geht es aber um die gleiche Augenhöhe und um die Selbstachtung gegenüber einer Kirche, die jahrhundertlang große Schuld auf sich geladen hat. Die Frage nach der Gültigkeit der Heilzusage Gottes an das jüdische Volk ist plötzlich durch die katholische Kirche in Frage gestellt. Beide beten denselben Gott an. Beide stützen sich auf dasselbe Buch, die Hebräische Bibel. Beide erkennen die moralischen Prinzipien der Tora an und hegen eine gemeinsame Verantwortung für diese Welt als Gottes Schöpfung.

Die Furcht ist begründet, dass diese Wirkungsgeschichte des II. Vatikanischen Konzils in den Hintergrund rücken könnte. Dies prägte auch den allgemeinen Austausch auf der Jahresversammlung des International Council of Christians and Jews (ICCJ) vom 23. bis 25. Juni 2008 in Jerusalem. Ihr scheidender Präsident John T. Pawlikowski war durchaus bedrückt. Denn die Beziehungen zwischen katholischer Kirche und der jüdischen Gemeinschaft stehen durch den unfreundlichen Akt der Neufassung der Karfreitagsfürbitte schlagartig vor einer Zerreißprobe, wie schon seit Jahrzehnten nicht mehr. Das mühsam Erreichte im jüdisch-katholischen Verhältnis ist nicht gesichert und wir bemerken beinahe jeden Tag, dass es gefährdet ist.

Walter Homolka/Erich Zenger (Hg.): »... damit sie Jesus Christus erkennen«

Die neue Karfreitagsfürbitte für die Juden

Herder Verlag, Freiburg 2008, 224 S., 11,95 Euro

Mit dem Buch »... damit sie Jesus Christus erkennen« in der Reihe »Theologie kontrovers« unterziehen die Herausgeber Walter Homolka, Rabbiner und Rektor des Abraham Geiger Kollegs an der Universität Potsdam, und Erich Zenger, emeritierter Professor für Exegese des Alten Testaments an der Universität Münster, die Fürbitte einer ausführlichen Analyse. So stellen sie beispielsweise die Entwicklung dieser Fürbitte vom Jahr 1570 bis in die Gegenwart dar. Der Band versammelt die vielgestaltigen Reaktionen aus jüdischer und katholischer Perspektive, zeigt theologische Hintergründe auf und liefert Perspektiven für das katholisch-jüdische Gespräch.

Israels Berufung ist unwiderruflich

Dagmar Mensink

Es gibt auch in der katholischen Kirche Umbrüche, die dogmatische Mauern zum Einsturz bringen und die die Tradition in ein Vorher und Nachher teilen. Die Anerkennung der Religionsfreiheit durch das Zweite Vatikanische Konzil und die Erklärung über das Verhältnis zu den nichtchristlichen Religionen zählen gewiss dazu. Der vierte Abschnitt von »Nostra Aetate« (»In unserer Zeit«) markiert nach dem Zivilisationsbruch der Schoah die Abkehr von der jahrhundertelangen Lehre der Verachtung gegenüber dem Judentum: Unter Berufung auf Röm 11 wird nun kirchlich gelehrt, dass die Juden noch immer von Gott geliebt werden, weil Gottes Gnadengaben und seine Berufung unwiderruflich sind. Die Konzilsväter erteilen dem Gottesmordvorwurf eine klare Absage; Juden dürfen fortan nicht mehr als verworfen oder verflucht dargestellt werden (wie dies in der alten Karfreitagsfürbitte seit dem frühen Mittelalter der Fall war). Alle Formen des Antisemitismus werden aus religiösen Gründen abgelehnt. Das Konzil erkennt die Anfänge des christlichen Glaubens im biblischen Israel an, spricht von den jüdischen Wurzeln der Kirche und will in der Anerkennung des gemeinsamen geistlichen Erbes »die gegenseitige Kenntnis und Achtung fördern«.

Die epochale Bedeutung dieser Sätze ist kaum zu überschätzen. »Die entscheidende Wende im Verhältnis der katholischen Kirche zum Judentum und zu den einzelnen Juden ist mit diesem kurzen, aber prägnanten Abschnitt eingetreten«, so Papst Johannes Paul II. in seiner Ansprache beim Besuch der Großen Synagoge Roms am 13. April 1986. Auch Papst Benedikt XVI. und Papst Franziskus haben »Nostra Aetate« als Magna Charta des katholisch-jüdischen Verhältnisses immer wieder bekräftigt. In seiner Enzyklika »Evangelii Gaudium« (»Freude am Evangelium«, 2013) spricht Papst Franziskus ausdrücklich von der »reiche[n] Komplementarität« zwischen Judentum und Kirche (Nr. 249).

»Nostra Aetate« hat aber nicht nur ein Außenverhältnis neu bestimmt. Die lehramtlichen »Durchführungsbestimmungen« zur Konzilserklärung von 1974, die »Hinweise für eine richtige Darstellung von Juden und Judentum in der Predigt und in der Katechese der Katholischen Kirche« 1985 und der bis heute wegweisende Text der Päpstlichen Bibelkommission »Das jüdische Volk und seine Heilige Schrift in der christlichen Bibel« von 2001 lassen keinen Zweifel daran, dass sich mit »Nostra Aetate« auch ein Anspruch »nach innen« verbindet. In den Worten der Vatikanischen Kommission für die religiösen

Beziehungen zum Judentum aus Anlass des Jubiläums zum 50-jährigen Bestehen von »Nostra Aetate« 2015: Christen sollen sich auf das Judentum »für ihr eigenes Selbstverständnis beziehen«. (Nr. 14; Hervorhebungen dm).

Wenn die Kirche aber weiter »der endgültige und unüberbietbare Ort des Heilshandelns Gottes« zu sein beansprucht (ebd. Nr. 32) und »für Christen (...) der Neue Bund in Christus Kulminationspunkt der Heilsverheißungen des Alten Bundes« ist (ebd., Nr. 27) – wie verhalten sich dann Alter und Neuer Bund zueinander? Der Text der Vatikanischen Kommission von 2015, der sich ausdrücklich nicht als lehramtliches Dokument versteht, formuliert mit erstaunlicher Offenheit, dass die »höchst komplexe Frage«, wie die Heilsuniversalität Jesu Christi mit der Überzeugung von Gottes ungekündigtem Bund mit Israel »kohärent zusammengedacht werden kann«, »noch weiterer theologischer Reflexion« bedarf (ebd., Nr. 38).

Die Konsequenzen von »Nostra Aetate« ad intra, für das eigene christliche Glaubensverständnis also, zeigen sich gegenwärtig als größte Herausforderung. Das kann letztlich nicht verwundern. Denn wenn die Kirche im Blick auf das Judentum anerkennt, dass es einen Weg zum Heil ohne Jesus Christus gibt, warum sollte das nicht grundsätzlich möglich sein? Die Verhältnisbestimmung zum Judentum erweist sich vor diesem Hintergrund »als Katalysator zur Verhältnisbestimmung zu den anderen Weltreligionen« (ebd., Nr. 19).

Joseph Ratzinger hat als Präfekt der Glaubenskongregation, als Papst Benedikt XVI. und jüngst auch als Papst Emeritus so deutlich wie kaum ein anderer benannt, dass mit dem Anspruch, das christliche Bekenntnis nicht ohne das Judentum zu denken, der Kern des Eigenen berührt ist: das »solus Christus«.

Wer die Einlassungen zum katholisch-jüdischen Verhältnis von Kardinal Ratzinger/Papst Benedikt XVI. verstehen will, tut gut daran, die Erklärung »Dominus Iesus« noch einmal genauer zu studieren, die als Beschluss der Vollversammlung der Glaubenskongregation auf Anordnung von Papst Johannes Paul II. im August 2000 veröffentlicht wurde. Darin verwahrt sich Kardinal Ratzinger scharf gegen alle Positionen, »die den religiösen Pluralismus nicht nur *de facto*, sondern auch *de iure* (oder prinzipiell) rechtfertigen wollen« (Nr. 4). Gegen solch »relativistische Theorien« schwört er die Katholik*innen geradezu auf die Lehre von der Einzigkeit und Universalität des Heilmysteriums Jesu Christi und auf die Einzigkeit der Kirche Jesu Christi in Gestalt der katholischen ein. Mit einem Zitat von Papst Johannes Paul II. unterstreicht er: »Die Menschen können (...) mit Gott nicht in Verbindung kommen, wenn es nicht durch Jesus Christus unter Mitwirkung des Geistes

geschieht«. (Nr. 12) Zwar könnten auch Nichtchristen die göttliche Gnade empfangen, aber für Ratzinger ist »gewiss, dass sie sich *objektiv* in einer schwer defizitären Situation befinden im Vergleich zu jenen, die in der Kirche die Fülle der Heilmittel besitzen«. (Nr. 22).

Trifft dies auch auf die Juden zu, für die Gottes Gnadengaben und seine Berufung unwiderruflich sind? Darüber schweigt der Text. Wenn man aber mit »Dominus Iesus« davon ausgeht, dass *jeder* nichtchristliche Glaube maximal »teilhabende Mittlerschaft« ist, die »immer vom Prinzip der einzigen Mittlerschaft Christi normiert bleiben muss« (ebd. Nr. 14), legt das einen solchen Schluss nahe. Vor diesem Hintergrund ist auch der Wunsch erklärbar, dass Christus als Heiland aller Menschen erkannt werden möge. Ganz so, wie es Papst Benedikt XVI. in der von ihm verfassten Karfreitagsfürbitte für die Juden im Außerordentlichen Ritus 2007 formuliert hat. Seitdem stellen sich zentrale Fragen im Blick auf das christlich-jüdische Verhältnis (wieder) in aller Deutlichkeit. In den Worten der Stellungnahme des Gesprächskreises »Juden und Christen« beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK): »Ist das Ja der Juden zu Jesus Christus – wann und wie auch immer sie es geben – Bedingung für ihr Heil? (...) Bleibt es beim Gott anheim gegebenen Hoffen und Beten der Kirche für die Rettung ganz Israels oder soll und muss die Kirche durch die Evangelisierung – gewiss ohne jede Nötigung und ohne jeden Zwang – die Juden zum Glauben an Jesus Christus und das Evangelium einladen?« Es ist nur allzu verständlich, dass Gesprächspartner*innen im Dialog auf eine eindeutige Antwort im Sinne einer Anerkennung eines Heils für Israel ohne den Glauben an Jesus Christus bestehen.

Keine Judenmission – zu dieser Position konnte sich der emeritierte Papst 2019 nach der heftigen Debatte um seinen Kommentar des Jubiläums-Textes der Vatikanischen Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum durchringen. Doch der Eindruck bleibt, dass die katholische Kirche ambivalent geblieben ist: nicht, weil sie die hohe Wertschätzung und die Anerkennung des Judentums wieder infrage stellen wollte, das ist gewiss nicht der Fall. Sondern weil sie *nach innen* für sich selbst noch nicht hinreichend geklärt hat, wie die Anerkennung des Bundes Gottes mit Israel mit dem christlichen Bekenntnis zur universalen Heilmittlerschaft Christi zusammengeht.

Diese Ambivalenz ist nicht nur eine theoretische. Die katholischen Gläubigen erleben sie, wenn sie Karfreitag und Ostern feiern. Nicht nur, dass die zwei unterschiedlichen Formen der Karfreitagsfürbitte, die beide den Glauben der Kirche zu bezeugen beanspruchen, zu einer irritierenden Uneindeutigkeit des Betens geführt haben. Für jüdisch-christlich sensibilisierte Gläubige sind auch die (allerdings nicht mehr verpflichtenden) »Improprien« irritierend, die so

genannten »Heilandsklagen« vor der Kreuzverehrung. Sie gehen literarisch zurück auf die prophetische Kritik in Micha 6,3f. Die in die christliche Karfreitagsliturgie transponierten alttestamentlichen Worte sollen das Zurückbleiben der Kirche hinter dem Anspruch Jesu zum Ausdruck bringen (so die gegenwärtige Interpretation). Aber wenn die Gläubigen Sätze hören wie »40 Jahre habe ich dich geleitet durch die Wüste. Ich habe dich mit Manna gespeist und dich hineingeführt in das Land der Verheißung. Du aber bereitest das Kreuz deinem Erlöser« – hören sie dann den alten Gottesmordvorwurf an Israel nicht viel lauter als das selbstkritische »Du Kirche«? Und wenn in der Osternacht, der »Mutter aller Nachtwachen«, die Katholik*innen mit sieben Lesungen liturgisch vom Dunkel ins Licht geführt werden, wenn sie die biblischen Erzählungen von der Schöpfung und vom Durchzug durchs Rote Meer im Dunkel der Kirche hören und erst zum Evangelium das Licht angeht und die Orgel einsetzt, die seit Gründonnerstag verstummt war – wie sollten sie die Befreiungsgeschichte Israels anders wahrnehmen als als neutestamentliche »Vorgeschichte«? Wie sollten sie hören können, was die Exodus-Erfahrung für Juden und Jüdinnen bis heute bedeutet?

Es ist also noch viel theologische Arbeit zu leisten. Umso mehr, als die Erkenntnis, dass die Trennung von Kirche und Synagoge bis weit über die neutestamentliche Zeit hinaus geschah und sehr viel komplexer war als bislang angenommen, auch zentrale Denk- und Sprachfiguren wie die vom Judentum als »älterem Bruder« infrage stellt und neu zu denken auffordert. Die Einsicht von »Nostra Aetate« aber, dass Gottes Gnadengaben und seine Berufung Israels unwiderruflich sind, bleibt auch für alle zukünftigen Überlegungen Fundament und Maßstab.

Vorurteile, Lügen und Missverständnisse verlernen

Judas – der Verräter und sein Lohn

Helmut Ruppel

Judas als Prototyp des Verräters gehört im Christentum zum allgemeinen »Bildungsgut«. Er ist bei jedem Verrat als Symbol gegenwärtig. Verrat nimmt unter den Verbrechen eine Sonderstellung ein. Für den Verräter kennt das Gefühl weder mildernde Umstände noch Erbarmen. In der Geschichte der Kirche wurde der »Verräter« Judas seit dem Mittelalter zum Repräsentanten Israels schlechthin. »Perfidi judaei« – treulos, verräterische Juden, so wurden die Juden durch die Jahrhunderte von verschiedenen Kirchenvätern verschrien, und immer klang der Name »Judas« mit. Die meisten modernen Antitypen sind von der Figur des Judas geprägt.

Was besonders bedrückend ist: So lange die liturgische Formel in den Erzählsätzen des Abendmahls heißt: »Und in der Nacht, in der er verraten wurde...«, so lange sitzt der Verräter fest in der sonntäglichen Abendmahlspraxis. Versuche, durch andere Einleitungsformulierungen ihn aus dieser Verdammung für immer zu erlösen, sind bisher nur vereinzelt zu finden – dafür ist die Formel zu fest! Die Kirche, die losspricht, vergibt, »Barmherzigkeit walten« lässt – Judas kann sie offenkundig nicht erreichen (P. von der Osten-Sacken). Es wäre eines geistlichen Wettbewerbs würdig, diesen Eröffnungssatz ohne den Judas-Anklang zu formulieren...

Die Darstellung der Judas-Gestalt im Neuen Testament zeigt eine seltsame Entwicklung: Je geringer die zeitliche Distanz eines Evangelisten zu den berichteten Ereignissen, desto sparsamer die Informationen, desto blasser das Judas-Bild, desto vorsichtiger die Urteile. Je mehr Jesus aus der Perspektive des Christus dargestellt wird, desto drastischer werden die vielen Schuldgeschichten auf die eine Schuldgeschichte hin dramatisiert. Die Vergöttlichung Jesu geht mit der Verteufelung des Judas einher. Jesus steht für die Liebe und das Heil, Judas für den Liebesverrat und das Unheil.

Zur Vertiefung in der Lektüre: Markusevangelium 14, 10-11 par; 17-21 par; 43-52 par; Matthäusevangelium 27, 3-10 par; Johannesevangelium 6, 64f.70f, 12, 1-8 par; 13, 11.26-30; 18, 2-5 und Apostelgeschichte 1, 16-19. Von »Verrat« dürfte in diesen Texten gar nicht die Rede sein, denn nur einmal (Lukas 6, 16) wird Judas mit dem griechischen Wort des Verrates bezichtigt. In allen anderen Texten erscheint das Wort »paradidonai«, welches übersetzt werden kann mit »dahin-

geben«, »ausliefern«, »denunzieren« und auch »Verrat üben«. Der Terminus »ausliefern« thematisiert ein theologisches Paradox, nämlich das nicht auflösende Ineinander von göttlichem Willen und menschlichem Tun.

Weit über die neutestamentlichen Aussagen hinausgehend wurde Judas für die Christen zum Bild des Bösen – grotesk und bedrohlich zugleich. In den außer- und nachbiblischen Zeugnissen entwickelt sich »Judas« endlich zum stigmatisierten Auslieferer zum prototypischen Verräter, anwachsend die Unbarmherzigkeit und Grausamkeit, sein Tod entsetzlich, Hoffnungslos in die Unterwelt verdammt. Folgen einer fast süchtig anmutenden Suche nach Projektionsträgern für das vorhandene Böse auf Erden waren Judenhass, Teufelsaustreibungen, Hexenverbrennungen und Ketzerverfolgungen.

Einige Worte zur Aktualität des Judas: Auch in der zeitgenössischen Polemik tauchen der Name »Judas« und die Begriffe »Judaskuss« und »Judaslohn« immer wieder auf. 1990 veröffentlichte Helga Schubert ihr Buch: »Judasfrauen – Zehn Fallgeschichten weiblicher Denunziation im Dritten Reich.« Vor allem Dichter, Maler und Komponisten haben immer wieder sich mit Judas befasst. Die Phantasie musste leisten, was den historischen Bemühungen versagt blieb. Es gibt auch die Linie: Judas »verrät« Jesus, um ihn zum (zelotischen) Ergreifen seiner eigentlichen Rolle als politischer Messias zu bewegen, worin auch sein eigener letzter Freundschaftsdienst besteht. Jüngst werden Arbeiten von Walter Jens und Amos Oz. gelesen und diskutiert.

Dass die AfD irgendwann zu »Judas« greifen würde, war zu erwarten in ihrem Rhetorik-Ritual der verfolgenden Unschuld. Dass der Bundestag einstimmig – AfD ausgenommen – den Vorsitzenden des Rechtsausschusses mit Abwahl verabschiedete, weil er in der Vergabe eines Ordens an Udo Lindenberg einen »Judaslohn« sah, war erfreulich – bleibt die Frage: Wie kommt ein AfD-Abgeordneter mit dem feurigen Namen Brandner und einer gut hörbaren Rhetorik zum Vorsitz des Rechts-Ausschusses? »Judaslohn – Lohn für Verrat« – was, wen hatte Lindenberg verraten? Überhaupt verbietet sich aus gesundheitlichen Gründen ein Blick ins Internet, wo unappetitliche Medienkost wartet. Auch gut gemeinte Arbeiten (Teichert, Jeder ist Judas – Der unvermeidliche Verrat, Stuttgart 1990) nehmen der Judasgeschichte ihren Stachel. Nicht überraschend tauchten nach dem Niedergang der Grenzen 1989/1990 einige Judas-Titel auf, als Stasi-Aktivitäten offenbar wurden. Was tun mit dem Gedicht des beliebten Liedermachers Gerhard Schöne »Bruder Judas« über die informellen Mitarbeiter des Staatssicherheitsdienstes?

Ein erster Schritt zur Rehabilitierung des Judas besteht im Bewusstmachen dessen »was im neutestamentlichen Überlieferungsprozess mit ihm

geschehen ist. Dabei bedeutet Rehabilitierung nicht notwendigerweise Freispruch von jeglicher Schuld... Es genügt schon, sein Tun auf verstehbares und historisch plausibles Maß zurückzuführen. Es bleibt dann immer noch Raum für eine streng theologische Interpretation, die Judas in dem Spannungsfeld von göttlicher Erwählung und freier menschlicher Willensentscheidung beheimatet sieht (Klauck). Eine einschneidende Kurskorrektur ist dringend geboten auch deswegen, weil der Hass auf Judas unterschwellig den Hass auf Juden nährt.

Ein konkreter Vorschlag von Klauck: »Man möge sich doch in Zukunft ganz bewusst davor hüten, vom ›Verräter‹ Judas zu sprechen, oder da, wo es unumgänglich scheint, ›Verräter‹, ›verraten‹, ›Verrat‹ zumindest in Anführungszeichen zu setzen und möglichst in einer Fußnote zu erläutern, dass damit nicht die geschichtliche Wirklichkeit, sondern nur eine fragwürdige Interpretation frühchristlicher Autoren eingefangen wird.«

Zum Schluss der Hinweis auf einen Vers in der Apostelgeschichte 1,17: »Er gehörte ja zu uns...« Petrus erinnert an seinen Apostelbruder Judas; was mag in seiner Stimme mitgeklungen haben? Magdalene L. Frettlöh denkt dem nach in ihrer so klugen wie solidarischen Meditation. »Judas – einer von uns«. Sie schließt mit dem Gedicht von Gerhard Schöne, das so beginnt: »Setz dich zu mir, Bruder Judas. Nimm vom Hals das Seil! Wisch die Tränen von den Wangen, s'ist genug kaputt gegangen und wird nicht mehr heil...«

Literatur

- Magdalene L. Frettlöh, Judas – einer von uns, in: dieselbe, Ein Wort gibt das andere, Brev Rav, Uelzen 2010, 184- 190
- Helmut Gollwitzer, Krummes Holz – aufrechter Gang, München 1979 (8. Aufl.) 271-296
- Karl Barth, Kirchliche Dogmatik II/2, Zürich 1942, 508-563
- Martin Meiser, Judas Iskarioth, Leipzig 2004 (großes Lit.-Verz.)
- Kurt Lüthi, Judas Iskarioth in der Geschichte der Auslegung von der Reformation bis in die Gegenwart, Zürich 1955
- Walter Jens, Der Fall Judas, Stuttgart 1975
- Gerhard Schöne, zitiert nach Meiser, Judas Iskarioth, 173f.
- Amos Oz, Judas, Frankfurt 2015, 22,95 Euro (Taschenbuchausgaben, Antiquariat)
- Emanuel Hurvitz, Judas und der Hass auf die Juden, Zum strukturellen Antisemitismus, Kirche und Israel, 2000, 109f.
- Albrecht Lohrbächer, Helmut Ruppel, Ingrid Schmidt, Was Christen vom Judentum lernen können, Stuttgart 2006, 89f.

Geldwirtschaft und Antisemitismus

Dietrich Neuhaus

Der Jude, der auf einem dicken Geldsack sitzt.

Das ist der Inbegriff eines antisemitischen Bildmotivs. Es liegt nahe, dieses Motiv unter antisemitischen Karikaturen in der nationalsozialistischen Propagandazeitschrift »Der Stürmer« zu suchen. Dort wird man es auch finden, aber dieser Weg ist zu einfach.

Antisemitische Muster vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert

Bildnerisch durchgearbeitet worden ist dieses Bildmotiv in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, als sich ab 1878 eine antisemitische Agitationswelle nach der anderen über Deutschland ergoss. Der evangelische Hofprediger Adolf Stoecker erfand die Formel für die Legierung von Antisemitismus und Nationalismus, die für Deutschland kennzeichnend werden sollte. 1879 schrieb der Historiker und Staatsrechtler Heinrich von Treitschke drei Aufsätze über Judentum, die mit dem Satz enden, der in die Geschichte eingehen sollte: Die Juden sind unser Unglück. Dieser Satz zierte die Kopfleiste des »Stürmer«. 1882 fand hier in Dresden der erste internationale antisemitische Kongress statt, in dem die christlichen Staaten zur Selbstverteidigung aufgefordert wurden. In dieser Zeit entstanden sprachlich die antisemitischen Argumentationszüge und das ikonographische Material und wurden in antisemitischen Katechismen bis in die abgelegensten Provinznester verbreitet. Der Ingenieur Theodor Fritsch veröffentlichte 1887 einen Antisemiten-Katechismus, der innerhalb von 6 Jahren 25 Auflagen erfuhr. Zur 30. Auflage schrieb Adolf Hitler ein Begleitwort.

Ebenfalls in diese Zeit fällt die Gründung des C.V., des »Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens«. Er wurde im März 1893 gegründet, ein historisches Datum in der Geschichte des deutschen Judentums. Die anti-antisemitische Propaganda, die in Schriften entwickelt wurde, wurde mit dem Begriff »Apologetik« bezeichnet. Das Gegenstück zum Antisemiten-Katechismus war der Antisemiten-Spiegel, in dem mit Statistik gegen antisemitische Behauptungen gekämpft wurde. Man vertraute auf die Kraft der Worte und der Vernunft. Noch 1933 erschien der Anti-Anti, eine Broschüre mit Tatsachen zur Judenfrage in 7. Auflage, in der in 78 Kapiteln, stichwortartig geordnet, die antisemitischen Klischees mit Statistik widerlegt werden. Ein letztes, rührend aufklärerisches Buch an der Schwelle 1933.

Die antisemitischen Klischees, Bilder und Vorstellungen waren dank einer massenmedial gestützten Propaganda über einen Zeitraum von 80 Jahren mit großer Flächenwirkung fest in den Köpfen der Menschen verankert.

Der Jude, der auf dem Geldsack sitzt.

Von den antisemitischen Klischees, die sich seit Antike und Mittelalter herausgebildet haben, ist dieses Klischee besonders anpassungsfähig gewesen, weil es in die gesellschaftlichen Modernisierungsprozesse gut hineinpasst. Vom Juden als Brunnenvergifter konnte man in städtischen Gesellschaften nur noch metaphorisch sprechen. Juden als Ritualmörder oder Schänder von Hostien – das machte keinen Sinn in einer säkularisierten kapitalistischen Gesellschaft. Anderes aus dem weiten antisemitischen Motivkomplex passte da besser. Der rastlos umherwandernde ewige Jude – Ahasver, das passte zum international agierenden Kapitalismus, zu den Wanderungen und Bewegungen im Raum über Länder, Grenzen und Meere hinweg. Kosmopolitismus, Internationalität, Vernetzungen von Beziehungen, Transaktionen von Werten beim Kaufen-Verkaufen-Spiel, immer kompliziertere und filigranere Methoden und Techniken in der sich ausdifferenzierenden Geld- und Finanzwirtschaft seit dem 15. Jahrhundert, seit vor allem dank der Portugiesen die Welt innerhalb von wenigen Jahren plötzlich sehr groß geworden war. Belem am Tejo, ein paar Kilometer stromab von Lissabon: Das war das Cape Caneveral des 15. Jahrhunderts. Dann die Industrialisierung, die wunderbare Vermehrung des Kapitals, die volkswirtschaftliche und betriebswirtschaftliche Analyse der Wertschöpfung – da blieb Vieles im Dunkel und entlud sich in der antisemitisch imprägnierten Unterscheidung von schaffendem Kapital und raffendem Kapital. Beim Blick in die Geschichte der Zivilisation von Fernand Braudel, der dort unter anderem die Entwicklung der Geldwirtschaft vom 15. bis zum 18. Jahrhundert nachzeichnet, ist auffällig: Juden spielten in diesem revolutionären Prozess keine Rolle. Die Fugger, ja, die Thurn und Taxis, ja, die revolutionäre Gründung der Bank of England, ja, die Casa di San Giorgio in Genua, ja, die Monte di Pieta in Florenz, ja, die Juden, nein.

Juden in der Wirtschaftsentwicklung seit dem Mittelalter

Die Sozial- und Wirtschaftsentwicklung im Mittelalter engte den Handlungsspielraum der Juden immer mehr ein und machte sie zu Außenseitern. Es blieb die Rolle als Kaufleute unter dem besonderen Schutz des Königs seit den Karolingern, dann seit Friedrich II. der status als servi camerales, als Eigentum und Schutzverpflichtung der Kaiserlichen Kammer. Das Erstarken der Städte bedeutete das Ende des jüdischen Handels, es blieb der Kleinhandel aus dem Bauchladen auf dem Dorf. In der Gewerbeproduktion war die Entstehung des

Zunftwesens das Ende der jüdischen handwerklichen Produktion jenseits des Eigenbedarfs. Es blieb der Geldhandel, den Christen verboten, weil Zinsnehmen von der Kirche seit Augustin als Wucher mit Kirchenstrafen belegt. Leihen auf Pfand wurde bis an die Grenze der Neuzeit ein jüdisches Monopol und wurde von den kleinen Leuten und den Fürsten und Königen in Anspruch genommen. Der Jude als Wucherer stand aber im Mittelalter nicht im Zentrum der antijüdischen Stereotype. Das waren vielmehr die Komplexe, die durch die Passionsgeschichte imprägniert waren: Gottesmörder, Ritualmordfabel, Hostienschänder und im Zusammenhang mit der Pestwelle Mitte des 14. Jahrhunderts Brunnenvergifter. Auch wenn Könige und Päpste und die offizielle Kirchenhierarchie gegen diese Stereotypen zu Felde gezogen sind, es hat nichts genutzt. Sie wurden flächendeckend von Predigern und Bettelmönchen verbreitet und sickerten in die Volksfrömmigkeit ein.

Die Neuregelung des Kreditwesens an der Schwelle der Neuzeit, die Lockerung der Wuchervorschriften für Christen und Ermöglichung der Pfandleihe ausgehend von Norditalien, es schränkte den Spielraum für Juden auch im Geldgeschäft ein. Sie blieben Geldgeber des kleinen Mannes, der den Mini-Kredit brauchte und über den Judenwucher schimpfte.

Die Entwicklung neuzeitlicher Geldwirtschaft und kapitalistischer Produktion

Betrachtet man die Entwicklung der Geldwirtschaft ab dem 15. Jahrhundert, also weg von den am Materialwert fixierten Münzen Gold, Silber, Kupfer und hin zum Papiergeld (eine Erfindung aus China) oder gar zum nicht mal mehr papierenen Buchgeld, mit dem bargeldloser Zahlungsverkehr erst möglich wird, so ist für den nicht alphabetisierten Normalmenschen – erst recht auf dem Lande, und das war der Normalfall, nicht verständlich, was da vor sich geht. Geld hatte schon immer etwas Geheimnisvolles und Beunruhigendes, aber erst im Fernhandel treibenden Kapitalismus wurde es vollends rätselhaft. In der Volkswirtschaftslehre ab dem 18. Jahrhundert geht es immer darum, den Schleier des Geldes zu zerreißen und die dahinter stehenden Realitäten sichtbar zu machen, den Austausch von Waren und Dienstleistungen, den Ausgaben- und Einnahmefluss. Mit dem Wechsel werden erst Zahlungen über große Entfernungen und die Abwicklung großer Handelsgeschäfte möglich. Das wurde von der Kirche nicht verboten. Ebenso die Wechselgeschäfte, die zwar auch wucherisch waren, aber ein hohes Risiko (der Zeitfaktor) hatten.

Mit dieser Entwicklung der Geldwirtschaft im großen Stil in der Herausbildung des Kapitalismus hatte das Judentum nichts zu tun.

In der Welt des Mittelalters repräsentierte der Jude exemplarisch das Fremde, in das gesamte Lebens- und Denksystem Unangepasste, rätselhaft, warum noch immer existent, da seine Existenz heilsgeschichtlich überholt und überboten war. Eine kollektive widergöttliche Verstocktheit war die Chiffre des Mittelalters. Die antisemitischen Stereotypen waren theologisch und heilsgeschichtlich durch die Passionsgeschichte imprägniert. In diesen Bahnen denkt noch Luther in seinen antisemitischen Schriften: Empört über die unverständliche Verstocktheit, darüber, dass die Juden jetzt nicht zu Christus finden, nachdem die Reformation die Missstände in Glauben und Kirche doch nun abgeschafft habe.

Das Rätselhafte der jüdischen Existenz muss anderes Rätselhaftes und Unverstandenes wie ein Magnet angezogen haben. Insbesondere alles, was mit der Herausbildung einer differenzierten Geldwirtschaft und des globalen Fernhandel treibenden Kapitalismus zu tun hatte. Die neuen Stereotypen mussten sich nur einklinken können in seit dem Mittelalter bereit stehende Muster, die Jude und Geld zusammen brachten, wie Wuchern und Raffen und Blut ausaugen.

Antisemitismusforschung

In der Antisemitismusforschung gibt es, grob eingeteilt, zwei Erklärungsansätze: einen sozialgeschichtlich, sozialpolitisch orientierten und einen ideen-, mentalitäts-, kulturgeschichtlich orientierten Ansatz. Der sozialgeschichtliche Ansatz sucht nach Gründen für Antisemitismus in wirtschaftlichen, politischen Krisen, gleichgültig, wie durch Soziologie, Psychoanalyse und Sozialpsychologie angereichert, steht im Hintergrund eine Sündenbock-Theorie und eine Frustrations-/Aggressionshypothese. Der ideen-/kulturgeschichtliche Ansatz orientiert sich an Mythen, Bildern, Vorstellungen, betont deren Kontinuität durch die historischen Zeiten und beachtet deren Transformationen. Beide Ansätze haben ihre Schwäche. Der erste Ansatz erklärt nicht, warum gerade die Juden zu Sündenböcken werden, der zweite erklärt nicht, warum Antisemitismus in einer bestimmten Krisensituation als solcher ausbricht in einer anderen Krisensituation nicht.

In der Theologie sollten wir uns auf die Ideen, Vorstellungen, Bilder konzentrieren, durch die wir die Kultur- und Mentalitätsgeschichte durch Symbole, Theologie, Predigten und kirchliches Handeln geprägt haben. Eine Theologie, die kritisch auf ihre Traditionsbestände reflektiert, kann nur so tun, »als ob« sie für deren Folgen auch in den noch so säkularisierten Transformationen ursächlich verantwortlich wäre – als Traditionsgemeinschaft. Und zu den biblischen Quellen zurückkehren.

Warum gerade die Juden?

Man kommt nicht darum herum, sich mit jüdischer Geschichte und Theologie, mit der jüdischen Bibel und dem christlichen Alten Testament im Vergleich mit dem Neuen Testament zu beschäftigen. Man kommt nicht um den Zusammenhang herum, was Gott und Kultus mit Geld zu tun haben könnten. Der Sozialwissenschaftler Gunnar Heinsohn hat die Frage: Warum die Juden? so beantwortet: Weil die Völker den Juden nicht verziehen haben und verzeihen, dass sie das Opfern abgeschafft haben, diese faszinierende, emotional aufwühlende und vor Spannung bebende bunte Erlebniswelt, ein Prozess, der für ihn im babylonischen Exil beginnt und nach der Zerstörung des Tempels 70 nach Christus konsequent fortgeführt wird.

Interessant ist die These Heinsohns, weil man sie mit den Anfängen der Geldwirtschaft zusammenbringen kann. In der Tat, mit dem babylonischen Exil waren Tempel- und Opferkult erstmal zu Ende. Im Exil hat sich eine andere Theologie herausgebildet, die man religionsgeschichtlich als monotheistischen Schub bezeichnen kann. Die Logik, die hinter dem Opfern steht, ist beendet. Opfern heißt: Kommunikation mit Gott gleichsam auf Augenhöhe. Gabe und Gegengabe. Ich gebe, du gibst. Kommunikation mit Gott ist in ökonomischen Kategorien gedacht. Das Opfer ist das Kommunikationsmittel mit Gott. Im Exil fällt das alles weg, Gott rückt ferner. Gleichzeitig wird das Exil theologisch als Strafe für Schuld interpretiert. Weil das Volk Gottes abgefallen ist, kam das Exil. Im Sinne der prophetischen Kritik findet im Exil eine Ethisierung des Gottesverhältnisses statt. Recht und Gerechtigkeit, Tora statt Opfer und Tempelkult. Dies lässt sich auch mit dem Neubau des Tempels und Wiedereinführung des Opferkults nicht mehr rückgängig machen. Der nach-exilische Tempelkult ist ein anderer als der vorexilische. Der Alttestamentler Noth hat in diesem Zusammenhang von einer Rationalisierung und Merkantilisierung des Kults gesprochen. Wichtigster Mosaikstein dabei: die Einführung des Geldes. Opfergaben mussten nicht mehr als Naturaliengabe dargebracht, sondern konnten durch eine Geldsumme ersetzt werden. Dann die Einführung der Tempelsteuer. Manche Wissenschaftler halten diese kultischen Zusammenhänge für den eigentlichen Ursprungsort der Erfindung des Geldes. Das verändert das Gottesverhältnis. Ich bringe keine Gabe mehr dar, sondern eine Ware beziehungsweise das Äquivalent, einen abstrakten Wertträger. Mit Geld kann man nun das Gottesverhältnis regeln, das heißt: Geld hat religiöse, ethische Potenz. Und von seinem kultisch-theologischen Ursprung her eignet ihm das Mystische und Geheimnisvolle. Das Opfer ist in ihm verborgen inhärent. Das geht bis ins Neue Testament: Mit der auf dem Apostelkonzil vereinbarten Kollekte für Jerusalem erkaufen sich die paulinisch

heidenchristlichen Gemeinden ihre Anerkennung. Dankopfer heißt das dann, bis auf den heutigen Tag im Gottesdienstablauf als Kollekte während oder nach dem Gottesdienst präsent. Man könnte auch frech »heilige Geldwäsche« sagen. Man muss den Schleier lüften, die dahinter liegenden Tauschprozesse mit der Macht des Lebens sichtbar machen, wie das die Volkswirtschaftslehren seit dem 16. Jahrhundert tun oder auch Karl Marx, wenn er analysiert, wie und wo, in welchen verborgenen Tiefen des Warentausches denn der kapitalbildende Mehrwert eigentlich entsteht: durch Analyse der Ware Arbeitskraft.

Zu verzeichnen ist dann der Rückfall des jüdisch geprägten frühen Christentums in das Opferdenken der heidnischen Antike, speziell mit der Ausprägung des Sühnopfergedankens. Jesus Christus wird als Zahlungsmittel für Sünden interpretiert. Das ist kein biblisches Denken, schon weil es extrem täterorientiert ist.

Die Restituierung und Radikalisierung des Opfergedankens in verschiedenen sakramentalistischen Schüben im Mittelalter wird der Anlass für vielfältigen Antisemitismus und endet in den Kreuzzugspogromen. Speziell die Transsubstantiationslehre führt zu der absurden Vorstellung, dass ein materieller, greifbarer Gegenstand in Raum und Zeit Gott wird. Diese materialistische Fixierung auf die Elemente des Abendmahls findet sich noch bei Luther. Darauf konnten dann die antisemitischen Phantasien aufbauen. Wenn die Juden Gott getötet haben, schon damals, 30 nach Christus, dann tun sie es immer wieder, bis in der Gegenwart – und das ist ihnen möglich Dank der Transsubstantiationslehre.

Christliches Symbol des gesamten Opferkomplexes wird das Kreuz. Darum lässt sich die radikale Frage am Ende nicht vermeiden: Wie ist im Zusammenhang von Glück und Geld zu bewerten, dass zumindest in der Christentumsgeschichte des Westens das Kreuz, das Symbol von Leiden, Sterben und Scheitern und Unglück, zur entscheidenden und fast alles beherrschenden Kulturchiffre für das Christentum geworden ist? Wie tief prägt das Mentalitäten seit 1600 Jahren? Welche möglichen Glücksfelder wurden damit vermint und welche möglichen Glücksgelder wurden damit kontaminiert?

ASF-Publikationen und Materialien



Handreichung zum Umgang mit Rechtspopulismus im kirchlichen Raum

Die Handreichung richtet sich an Haupt- und Ehrenamtliche in kirchlichen Arbeitsfeldern, die Informationen zu Rechtspopulismus und seinen Anknüpfungspunkten in kirchlichen Kontexten suchen. Sie bietet eine vertiefte Einführung in die

Erscheinungs- und Ausdrucksformen momentan erstarkender rechtspopulistischer Bewegungen und Argumente. Die Handreichung gibt Vorschläge und Beispiele, wie man mit diesen umgehen bzw. dagegen angehen kann. (kostenlos, zzgl. Versandkosten)



Präfamina – Einleitungen zu den gottesdienstlichen Lesungen

Die Präfamina versucht die Lesungen – insbesondere die unbekannteren, schwierigeren Texte – mit wenigen Sätzen so einzuleiten, dass auch ihre weniger bibelfesten, weniger regelmäßigen Hörer*innen bei der einmaligen Verlesung etwas Wesentliches zu verstehen und zu behalten vermögen. Dabei werden die liturgischen Konsequenzen des christlich-jüdischen Gesprächs für die gottesdienstlichen Lesungen bedacht. Die knappen Texte können einem neuen Hören der biblischen Texte

dienen. »Fremde Heimat Liturgie?« Die erklärenden Präfamina helfen, liturgisch Sprache zu finden und Orientierung zu gewinnen in den Herzstücken des christlichen Gottesdienstes. (5 Euro, ab 20 Stück 4 Euro, ab 50 Stück 3 Euro; Neuauflage im Lauf des Jahres 2020)

Jetzt im ASF-Infobüro bestellen:

per Post: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, Auguststraße 80, 10117 Berlin //
per Fax: (030) 28395 – 135 // per E-Mail: infobuero@asf-ev.de

Mehr Materialien finden Sie im ASF-Webshop: www.asf-ev.de/webshop

KAPITEL III

Materialien für die Gemeinde



Magda Brown (geb. Perlstein) wurde im Juni 1927 in Miskolc in Ungarn geboren. Am 11. Juni 1944, Magdas 17. Geburtstag, wurde sie mitsamt ihrer Familie nach Auschwitz deportiert. Später wurde sie nach Allendorf in ein Außenlager des KZs Buchenwald und in die dortige Munitionsfabrik verbracht. Auf einem Todesmarsch nach Buchenwald im März 1945 gelang ihr und anderen Gefangenen die Flucht und das Versteck in einer Scheune, bis US-amerikanische Soldaten sie fanden. Nur ihr Bruder, sechs Cousins und Cousinen und sie überlebten von über 70 Familienmitgliedern die Shoah. Mit der Hilfe von Onkel und Tante in den USA konnte sie nach Chicago, Illinois, im September 1946 auswandern. Magda ist ein aktives Mitglied und ehemalige Präsidentin der American Association of Medical Assistants, Illinois Society. Sie legt unermüdlich Zeugnis ab über ihr Er- und Überleben der Shoah und ist seit über zwei Jahrzehnten Freundin und Mentorin der ASF-Freiwilligen. Ihr Portrait wurde anlässlich des ASF-Jubiläums aufgenommen.

Hartmut Draeger: Werner Sylten – Pädagoge der Menschlichkeit und Märtyrer im Nationalsozialismus

Fromm+ Verlag, 2018, 88 Seiten, 23,90 Euro

An diesem Buch ist vieles sehr seltsam, es gibt kaum Klarheit über den Verlag und seinen Standort, der Preis ist seltsam, die Machart ist seltsam, es fängt nicht nur dreimal an, es hätte auch das verdient, was früher einmal »Lektorat« genannt wurde. Das Einzige, was präzise im Äußerem ist: Es ist ein Druckerzeugnis.

Nun ist das alles völlig unerheblich angesichts des Inhalts! Hier widmet sich Hartmut Draeger einem der wirklichen Märtyrer der protestantischen Kirche während der NS-Zeit sowie dessen pädagogischem Lebensziel, dem »Jenaplan«. Er interpretiert Pädagogik und Biographie wechselseitig. Wieder ein achtbar respektabler Schritt, Werner Sylten dem Vergessen zu entreißen! Auch der Diakonischen Förderstiftung »Werner Sylten, Bad Köstritz« sei Dank gesagt.

H.R.

Berlin Mai 1945: Valery Faminsky, Hg. von Thomas Gust u.a.

Verlag Buchkunst Berlin 2018, 184 Seiten, dt./engl., 157 Fotos, 45 Euro

Der Fotoreporter Valery Faminsky, geboren 1914 in Moskau, reiste in den vierziger Jahren an die Fronten des Zweiten Weltkrieges. In seinen Erinnerungen schreibt er: »... Am 16. April begann die Rote Armee den Angriff auf Berlin. Vom 22. April bis Mai 1945 fotografierte ich die Einnahme der Berliner Vorstädte und der Innenstadt.« (Seite 160) – Neben den sorgfältig gekennzeichneten Abbildungen und einem autobiografischen Text von Faminsky enthält der Band ein »Vorwort« des Historikers und Politikwissenschaftlers Prof. Dr. Peter Steinbach sowie ein Kapitel »Die Entdeckung des Archivs«. Steinbach schreibt: »Wenn wir die Trümmerlandschaften sehen, ..., dann denken wir vielleicht an das vietnamesische Hue, an das syrische Aleppo, an Städte, die im Irak, in Afghanistan und im Fernen Osten zerstört wurden.«

I.S.

Folker Albrecht und Astrid Greve (Hg.): Nachtgebete in den Zeiten der Schlaflosigkeit

Festschrift zum 90. Geburtstag von Ingo Baldermann

50 Seiten, Verlag epubli, 15,99 Euro

Ein Goldkorn am Rande des Weges, eines Lebensweges, der durch die Jahrzehnte der Bibel und ihrer Didaktik gewidmet war, den unzählige Religionslehrer*innen mitgegangen sind. Ingo Baldermann hat Viele im täglichen Religionsunterricht gestärkt, ihnen den Blick geweitet, ermutigt, gerade dieses Fach mit seinen Ermüdungsfallen nie aufzugeben oder zur Routine werden zu lassen. Seine Schulbücher sind zum Atemholen geschrieben, seine Gedanken, Reden und Texte können im schulischen Alltag zu Lichtzeichen werden, in den Dämmerungen lehrplangebundener Pflicht. Großer Dank an die Herausgeber*in, dass sie noch einmal bewegende und stärkende Arbeiten von Ingo Baldermann zusammengestellt haben! Tägliches Brot für die Mühen in den Ebenen! 50 Seiten, die die ISBN 9783750240308 im Handel haben, die Gustav-Heinemann-Friedensgesellschaft in Siegen verantwortet 2019 den Band.

H.R.

Ralf Dobelli: Die Kunst des digitalen Zeitalters

Wie Sie auf News verzichten und die Informationsflut meistern

Piper Verlag München 2019, 246 Seiten, 20 Euro

»Die Kunst des klugen Handelns«, »Die Kunst des klaren Denkens«, »Die Kunst des guten Lebens«, nein, nein, das ist kein Schmonzes, kein Hokuspokus – das ist ruhig und gut geschrieben, treffend in den Beobachtungen und sehr praktisch, wovon auch die 40 Übersetzungen in die Sprachen der Welt zeugen. Dobelli lebt in Bern, das kann zur gelassenen Wahrnehmung erziehen, zur gar nicht bedächtigen, sondern unaufgeregten Analyse einladen. Wer einige (viel?) Zeit vor dem Computer verbringt und mit Google verbündet ist, muss das lesen, denn es fordert nichts weniger als das Aufhören mit den NEWS! Dobelli weist unabweisbar nach, dass wir neun Zehntel von ihnen *nicht brauchen!* Es ist eine Entziehungskur per Buch! Der Gewinn in diesem Spiel ist garantiert! Gehen Sie den Weg mit zum News-Verzicht! Sie töten überdies die Kreativität...

H.R.

Stefan Laube: Objekte im Duell

Streifzüge durch Berliner Museen

Verlag Klaus Wagenbach Berlin 2019, 142 Seiten, 18 Euro

Der Kulturwissenschaftler und Historiker Stefan Laube, Humboldt-Universität zu Berlin, entfaltet sein Thema *Objekte im Duell* an (Bild-)Beispielen aus den Berliner Museen. Aber seine Idee, die »Biografie« von Kunstobjekten aus weit auseinander liegenden geografischen Räumen und vielen Zeiten zu erkunden, gewährt anregende Einblicke und Sichtweisen auf ganz unterschiedliche Museumsschätze. »Dinge im Museum sind wie lebendige Wesen. Sie schlüpfen in die Rolle von Zeugen.« Dies entfaltet der Autor – jeweils mit Bildbeispielen – unter anderem an den Themen *Tod & Ewigkeit* (3), *Gestalt & Wunder* (6), *Argument & Erzählung* (9).

I.S.

Matthias Heine: Verbrannte Wörter, wo wir noch reden wie die Nazis – und wo nicht

Duden Verlag Berlin 2019, 222 Seiten, 18 Euro

Klemperer-Leser sind eingestimmt, Dolf Sternbergers »Wörterbuch des Unmenschen« hat die Ohren angeschärft, viele kleinere Studien haben für weitere Hellhörigkeit gesorgt, worunter George Steiners »Sprache und Schweigen« herausragend ist (»Der Potsdamer Stil«, »Das hohle Wunder« und andere). Nicht zu vergessen: Goebbels, Hitler, Himmler sprachen Deutsch. Es ist ein elendes Thema, dem Matthias Heine sich widmet. »Asozial, Mädel, entartet« stehen auf dem Umschlag, die ersten vier Untersuchungen widmen sich »Absetzbewegung, Achse, Aktion, alttestamentarisch...« Die letzten sind »Wildwestmethoden« und »zersetzen«. Die Eingangsfrage lautet: »Gibt es eine NS-Sprache?« Und wer fordert, man müsse die AfD von Rechtsextremen »säubern«, sitzt schon mitten drin im Schlimmassel. Ein Rat: Das Buch nicht vor dem Einschlafen und vor langen Sitzungen lesen! 222 Seiten Pulsbeschleunigung. Mit der Sprache, das ist aber auch ein Elend... Was ist eigentlich mit dem Titel?

H.R.

Ingo Klaer: Alles, was mein ist, ist dein.

Exegetisch-systematische Studien, Predigtmeditationen und Predigten zur Kommunikation zwischen Gott und Mensch

Verlag Gunter Oettel, Görlitz/Zittau 2019, 328 Seiten aus dem Nachlass
herausgegeben von Johannes Heidler und Christian Möller, 24 Euro

Ein etwas angestrengt wirkender Eingang zum Nachlass einer fast vergessenen Stimme eines für seine Mitwelt beeindruckenden theologischen Lehrers aus der DDR. Er war von 1963 bis 1965 Repetent am Kirchlichen Sprachenkonvikt in Berlin (Ost) und übte dort mit Eberhard Jüngel etwas ein, was von Herausgebern als »konsequente Exegese« benannt wird. Von 1973 bis 1993 arbeitete er als Dozent am Katechetischen Oberseminar Naumburg – im Schatten des Doms und in der Nachbarschaft einer sowjetischen Kaserne – und engagierte sich für viele Studierende unvergesslich im Bemühen, die Praktische Theologie auch praktisch werden zu lassen. So ging er nach der »Abwicklung« des Oberseminars nicht als Professor nach Wuppertal, sondern als Gemeindepfarrer nach Droyßig, Kirchenkreis Zeitz. Ein unverkennbar eigenständiges DDR-Gewächs, nachdenklich überraschend, unbestechlich, bar jeder modischen Volte, dafür textlich genau mit großer Treue zum biblischen Gedankengang! Ein geöffneter Tresor biblischer Schätze.

H.R.

Philipp Steffan: Sag was. Radikal höflich gegen Rechtspopulismus argumentieren

Verlag Friedrich Oetinger GmbH, Hamburg 2019, 80 Seiten, 6 Euro

Wie reagiert man auf rechtspopulistische Äußerungen im Freundes-, vielleicht gar im Familienkreis? Das schmale Bändchen aus dem Verein »Tadel verpflichtet!« ist eine Argumentationshilfe anhand zahlreicher Beispiele aus unseren Alltagserfahrungen, keine Patentrezepte, aber doch »radikal höfliche Gesprächstipps« und mit einem Exkurs zur rechtspopulistischen Sprache – ein Schulbuch en miniature!

I.S.

Fulbert Steffensky: Fragmente der Hoffnung

Radius Verlag Stuttgart 2019, 189 Seiten, 18 Euro

17 gut gelaunte, glänzend zu lesende, im gewohnten Steffensky-Sound ange-stimmte nachdenkliche, herzbewegende und verlässlich stärkende Stücke, sofort nach Erhalt zu lesende, geistlich besonders bekömmliche Kost! Manches ist schon hier und da mal erschienen – völlig unerheblich, man freut sich über jede Seite; jederzeit und überall vorzutragen! Bringt dem Verleger hoffentlich klingende bis raschelnde Erträge, die ihn weiter ein gutes Programm aufstellen lassen!

H.R.

Johann Hinrich Claussen: Das Buch der Flucht Die Bibel in 40 Stationen

C.H. Beck Verlag München, 2018, 332 Seiten, 24,95 Euro

Wäre das Thema nicht so sehr ernst, müsste man ausrufen: Was für ein wunderbares Buch! Offensichtlich gibt es doch eine Reihe roter Fäden durch die Bibel. Bisher dachte ich, Gerechtigkeit sei der rote Faden; nein, Fluchten sind es ebenso und Gott ein Fluchtstrategie – begann nicht Israels Geschichte mit einer Flucht?

Auf dem Vorblatt steht: »Neu erzählt von Johann Hinrich Claussen« – und das ist ja der erzählerisch springende Punkt, denn erzählt wird hier furios; sehr erzählende Bilder helfen, wie überhaupt der Band mit seinem sorgfältigen Anhang – Karten, Zeitleisten, Bibelstellen, Bilderläuterungen – ein wahres Abenteuer vermittelt.

Als ich nach Berlin kam, war der erste Anlaufpunkt der »Unterwegs«-Kreis und das Jahrbuch der Kirchlichen Hochschule hieß »Theologia Viatorum«. »Wir haben hier keine bleibende Stadt«, sagt die Bibel und Ernst Bloch weiß von der »Heimat« zu erzählen. Ich könnte mir das Buch als Grundlage für ein Jahresthema einer Gemeinde vorstellen, für einen Kurs in der gymnasialen Oberstufe, für ein Wochenende mit GKR und Beirat. Es gibt viel Gelegenheit für »Zwischengedanken«, und die meinen immer uns...

H.R.

KAPITEL IV

Impulse aus der Arbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste



Eindrücke aus den ASF-Sommerlagern 2019

Jutta Weduwen

Im zurückliegenden Sommer haben sich etwa 250 Menschen zwischen 16 und 82 Jahren in ASF-Sommerlagern in 16 Ländern engagiert. Die Sommerlager werden auch als kurzfristige Freiwilligendienste bezeichnet. Sie gehen in ihrer Tradition auf die Arbeit von Aktion Sühnezeichen in der DDR zurück und sind heute neben den einjährigen Freiwilligendiensten eine wichtige Säule des internationalen Engagements von ASF.

Die ASF-Sommerlager verbinden internationale und generationenübergreifende Begegnungen mit praktischen Arbeitseinsätzen vor Ort. Die Arbeiten in den Sommerlagern kommen hauptsächlich Menschen zugute, die auf verschiedene Weise noch heute von den Schrecken der nationalsozialistischen Verfolgung und Vernichtung betroffen sind. So besuchte etwa eine Sommerlagergruppe Überlebende der Leningrader Hunger-Blockade in ihren Wohnungen im heutigen St. Petersburg. Die Teilnehmer*innen kamen mit den Überlebenden ins Gespräch und unterstützten sie bei Arbeiten im Haushalt. Eine andere Gruppe setzte sich auf Kreta mit den nationalsozialistischen Verbrechen in Griechenland auseinander. Die griechischen Opferdörfer, deren Bevölkerungen vernichtet wurden, haben bis heute keine Anerkennung oder Entschädigung erhalten.

Spuren der Vernichtung des europäischen Judentums finden sich auf allen jüdischen Friedhöfen in Europa. In Polen, Litauen, Ungarn, Tschechien und den Niederlanden restaurierten Freiwillige Grabsteine und setzten sich mit der Geschichte und Gegenwart des Judentums vor Ort auseinander.

Auch in Bukarest und im badischen Neckarzimmern beschäftigten sich die Teilnehmer*innen mit der Shoah und dem Gedenken an die jüdischen Opfer.

Eine Teamerin des deutsch-israelisch-polnischen Sommerlagers im polnischen Białystok berichtet von einer eindrücklichen Begegnung: »Mein persönliches Highlight des Sommerlagers geschah auf unserem Ausflug nach Tykocin. Hierzu hatten wir uns einen Bus gemietet. Als wir ankamen, stieg der Busfahrer – der keine Ahnung von dem Ort hatte, an dem wir gerade waren, und zuvor nie mit einer Gruppe wie unserer unterwegs gewesen war – mit aus und schloss sich unserer Tour an. Ich beobachtete, wie er beeindruckt und fasziniert die Synagoge betrat und sich voller Interesse die Audioguide-Tour anhörte. Als wir später nach Lupochowo zur Gedenkstätte fuhren, stieg er erneut mit aus und nahm an unserer eigenen kleinen Gedenkfeier teil, die wir

dort abhielten. Später dankte er der israelischen Teilnehmerin, welche eine Rede vorbereitet hatte, und fühlte die tiefe Trauer, die uns an diesem Ort überkam, mit uns. Ich fand toll, dass wir durch unseren Ausflug einer Person, die sonst nie mit jenen ›ASF-Themen‹ in Berührung kommt, offensichtlich einen Zugang dazu verschafften.«

Die Sommerlagerteilnehmer*innen im norwegischen Kokelv renovierten die Kirche in dem Dorf, das im Zweiten Weltkrieg von den Nationalsozialisten zerstört worden war. Diese Kirche wurde vor fast 60 Jahren von ASF-Freiwilligen gebaut. Weitere Sommerlager fanden in Gedenkstätten und an Gedenkortern statt. Die thematische Beschäftigung richtet sich nach den Gruppen, derer dort gedacht wird. So beschäftigte sich die Sommerlagergruppe im österreichischen Hartheim mit den Euthanasie-Morden, denen dort 30.000 Menschen zum Opfer gefallen sind.

Die Begegnung mit und Unterstützung von ehemaligen Zwangsarbeiter*innen fand in diesem Jahr an verschiedenen Orten statt: im belarussischen Minsk, in Oberschöneweide in Berlin sowie in der Gedenkstätte Augustaschacht in Osnabrück/Hasbergen. Vom Sommerlager in Osnabrück finden Sie nachfolgend einen eindrücklichen Bericht.

Die Sommerlager werden durch Spenden, Zuwendungen und kirchliche Zuschüsse finanziert. Wir danken insbesondere der Ev. Kirche von Westfalen und der Evangelischen Kirche im Rheinland für ihre kontinuierliche Förderung der Sommerlagerarbeit. Ein ganz besonderer Dank geht auch an die vielen Ehrenamtlichen, die jedes Jahr die Sommerlager bei ASF ermöglichen: Die Teilnehmer*innen setzen sich jeweils zwei Wochen vor Ort ein; zwei bis drei Teamer*innen bereiten jedes Sommerlager vor und leiten es dann und der ehrenamtliche Leitungskreis der Sommerlagerarbeit bringt sich neben den hauptamtlichen Mitarbeiter*innen in die Gestaltung, Planung, Begleitung und Organisation der Sommerlagerprogramme ein.

Als Gruppen zusammenwachsen, sich austauschen, zuhören, gemeinsam lernen und etwas (er)schaffen

Bericht vom Sommerlager in der Gedenkstätte Augustaschacht

Katharina Gloe

»Es ist toll, dass wir auf diese Weise ein Fenster haben, durch das wir fast genau sehen können, wie die Dinge damals waren«, erzählt Lev, 17 Jahre, über seine Begegnung mit dem Zeitzeugen Mortko Jazovitskij, die er als russischer Muttersprachler für die anderen Teilnehmenden übersetzt hat. Die berührende Begegnung mit dem älteren Herrn, der mit uns seine Erinnerungen an Kindheit und Jugend in der Ukraine und seine Erfahrungen als Zwangsarbeiter und jüdischer Häftling im Konzentrationslager teilte, war nur einer von vielen spannenden, intensiven und lehrreichen Momenten im diesjährigen Sommerlager in Osnabrück/Hasbergen bei der Gedenkstätte Augustaschacht.

Als Gruppen zusammenwachsen, sich austauschen, zuhören, gemeinsam lernen und etwas (er)schaffen – im internationalen Sommerlager in Osnabrück ist das schon seit zehn Jahren Tradition. Das fing für uns in diesem Jahr ganz im Kleinen an: Als Gäste im Gemeindehaus der Christusgemeinde Hasbergen mussten wir uns selbst organisieren: kochen und einkaufen, aufräumen, mit dem Gemeindeauto zur Gedenkstätte fahren, Freizeitaktivitäten planen. Als Teamerinnen waren Eva-Maria und ich zwar für den groben Ablauf verantwortlich, doch lebt ein Sommerlager auch immer vom persönlichen Interesse und Engagement der Teilnehmenden: sei es durch eine kleine Einführung in lettischen Volkstanz, ein Videotagebuch oder aber die helfende Hand, wenn es um fünf Uhr morgens heißt: Heißes Wasser für die Dusche anstellen, bitte! Wir haben in diesem Jahr mit unseren »Kindern«, wie wir die elf 16- bis 34-jährigen Teilnehmenden aus Deutschland, der Ukraine, Belarus, Lettland und Russland liebevoll nannten, eine sehr begeisterte und neugierige Gruppe geleitet, die sich, zum Teil auch aus familienbiografischen Gründen, besonders für unser Thema Zwangsarbeit interessiert hat. Mit der praktischen archäologischen Arbeit, die wir vor Ort leisteten, legten wir nicht nur den Zufahrtsweg des ehemaligen Arbeitserziehungslagers für Zwangsarbeiter*innen frei, sondern entschlüsselten auch für uns Fundstück für Fundstück die vielschichtige Geschichte der historischen Stätte. Die Gürtelschnalle der Wehrmacht aus dem Zweiten Weltkrieg, die Zigarettendrehmaschine oder die sieben Löwenkopf-Uniformknöpfe sprachen zu uns als Symbole der Inhaftierten und der

Täter*innen im Kriegsgefangenenlager und im späteren Arbeitserziehungslager für Zwangsarbeiter*innen, die sich im Augustaschacht befunden haben.

Ein weiteres Fenster zum interkulturellen Dialog und historisch-politischen Lernen öffnete sich für unsere Gruppe durch den intensiven Austausch mit Vertreter*innen der jüdischen Gemeinde in Osnabrück. Neben einem Empfang in der Synagoge in Osnabrück brachte uns der Kantor Baruch Chauskin aus Lettland die jüdische Kultur über unseren Hörsinn näher und nahm uns ganz für sein Projekt »Drei Stufen« ein. Der Verein möchte die Spuren der Synagoge in Višķi in Südlettland, die letzten drei Stufen und das Fundament, sichtbar machen und an die verfolgte jüdische Gemeinde in dem kleinen Dorf erinnern. Unsere Gruppe hat daher ein Konzept für ein Sommerlager in Višķi und für die Gestaltung des Gedenkortes der Synagoge erarbeitet und unter großem Interesse der Osnabrücker*innen und Vertreter*innen der Gesamtgemeinde Višķi vorgestellt.

Die stummen Spuren der Vergangenheit, die für uns bei der Arbeit sichtbar wurden und mit denen wir unseren Zugang zur Geschichte von Zwangsarbeit finden konnten, genau wie die frischen Abdrücke, die unser Engagement im Sommer hinterlassen hat – für den Ort und für uns persönlich –, folgen dem Motto des Sommerlagers: »Graben verbindet!«

Unbekannte Seiten der NS-Geschichte entdeckt

Lea Schimmelpfennig

»Wenn die Vergangenheit das Maß aller Dinge wäre, wären die reichsten Leute die Archivare«, sagte der amerikanische Mäzen Warren Buffet einmal (und wurde damit mehrfach auf deutschen Archivflyern, wie zur Eigenlegitimation, abgedruckt). So auch in diesem Projektbericht, denn den von ihm beschriebenen Reichtum durfte ich beispielsweise erleben, als ich zuletzt die 1.536 Feldpostbriefe eines Eupener Soldaten und seiner Familie, Freunde und Liebschaften, zusammenhängenden Austausch zwischen Kriegs- und Heimatfront über fünf Jahre hinweg, lesen und zusammenfassen durfte.

Der gerade volljährige Mann, zunächst kriegsdurstig der Spannung und des Status‘ wegen, begeistert von Ausbildungslagern und Kameradschaftsgefühl, von Schießübungen und Uniformen, dem Respekt seiner Freunde und Kollegen und nicht zuletzt den schmach tenden Blicken von Frauen, durchlebt während seiner Einsatzzeit von 1940 bis 1945 den Zweiten Weltkrieg in all seinen Facetten. Besteht das für ihn erste Kriegsjahr noch aus Heldenmut und Siegesgewissheit, folgt Monat auf Monat an der kalten norwegischen Front, als Schütze, als Ausbilder, als Postdienststellenleiter, als Invalider, als Kriegsgefangener.

Die anfängliche Begeisterung schlägt in Langeweile um, in Entsetzen über sich ereignende Kriegsgräu el, in Frustration ob der nie endenden Barbarei – und zuletzt in Resignation, die Erkenntnis der vollkommenen Sinnlosigkeit der fünf verbrachten Kriegsjahre. Dieser mit jedem Brief offensichtlicher werdende Wandel hat mich mehr mitgenommen als jedes Geschichtsbuch, jede Dokumentation, jeder Block-Buster zum Zweiten Weltkrieg – weil er echt war, ein unbeschönigtes Einzelschicksal aus den über 18 Millionen der anderen Soldaten der Wehrmacht, welches sich in dem Konvolut der gesamten gesammelten Briefe (Der Soldat selbst reiste nach Kriegsende mit 1,9 Kilogramm erhaltener Feldpost nach Hause; seine Eltern und Freunde bat er zuvor, jegliche seiner Sendungen aufzubewahren.) noch viel deutlicher widerspiegelte. Denn diejenigen, die in einem Film vielleicht oberflächliche Statistennrollen übernommen hätten und mir daher als Zuschauer nie so bekannt geworden wären, vervollständigten das Bild des lebensbeherrschenden Krieges hier in einer ganz anderen Intimität: Die Freunde beispielsweise, ehemalige Klassenkameraden und Kollegen aus einer Schalterfabrik, die nun von Italien aus Kriegsmaterial nach Afrika flogen, an der Russland-Front im Schützengraben harreten, in den Niederlanden eine Zahnklinik für Soldaten

schützten. Das waren die Freunde, deren Nachrichten ich zwei, maximal drei Jahre verfolgte, sie und ihre Eigenheiten, Erfahrungen, Hoffnungen kennenlernte – ehe der Pilot an Malaria starb, die Soldaten in Russland vermisst gemeldet wurden, die Wache in den Niederlanden Bein und Augenlicht verlor. Mitteilung darüber machten auch die Briefe der Eltern, die ihrem Sohn die Totenzettel seiner Bekannten sendeten.

Ich denke, insbesondere diese Seite der Heimatfront hat mich zwei Wochen lang sprachlos, im echten Sinne verstummt, in den Feierabend begleitet: Das waren keine radikal antisemitischen, rassistischen, nationalistischen, sozialdarwinistischen, antikommunistischen, antiliberalen und antidemokratischen Faschisten, die in Briefen »Monarchie und Militarismus« hochhielten oder von einer »Arischen Rasse«, der »jüdischen Weltverschwörung« oder dem »Lebensraum im Osten« schrieben, sondern Eltern, die weder den Anfang, noch das Ende des Krieges mit Entzücken oder Bedauern bedachten, weil Arbeit und Leben sich um Kartoffeln, Getreide, Heu – schlicht, die Bewältigung des Lebensunterhaltes drehte; Hitler und Goebbels und Göring ausschließlich dann Erwähnung fanden, wenn sie höhere Milchpulver- oder Mehlrationen versprachen. In diesen privaten Zeilen habe ich eine mir bisher unbekannt Seite der NS-Geschichte kennenlernen dürfen, nämlich die der großen, grauen Masse von Zivilisten fernab des NS-Ranggefüges, wie sie im Schulbuch keine Erwähnung findet.

Das menschliche Erbe dieser Zeit beweist das Verhalten einiger Bewohner des Pflegeheims, unter denen sich sogenannte »Ausgebombte« und »Fliegergeschädigte« aus Aachen und Köln befinden, die als Kinder nach Eupen und Umgebung evakuiert wurden. Erst jetzt erklären sich mir einige ihrer Reaktionen als Langzeitfolgen dieser Kriegserfahrung – etwa immer eine Tasche mit Verpflegung und Tüchern bei sich zu haben, mit dem Verweis darauf, dass die Mutter das »im Kriege« auch so gemacht hätte, oder alles aufzuessen und auszutrinken, weil es »nach 1943 zwar Lebensmittelmarken, aber keine Lebensmittel mehr gegeben« hätte, zuletzt die Angst vor Handwerkern und Bauarbeiten und den damit einhergehenden Geräuschen: Wurde für eine Gardinenstange in die Wand gebohrt, gingen Bewohner im Zimmer nebenan – völlig untypisch für Alter und körperliche Verfassung – auf die Knie, die Hände über den Kopf gefaltet.

Die Leitziele von ASF – Erinnerung, durch Relikte wie Feldpost oder das Gebaren der Bewohner, Begegnung, dadurch, dass eine wie das andere nachvollziehen und in einen Kontext setzen zu wollen, Verantwortung, indem die Quelle für Forschung und zukünftige Generationen aufbereitet wird, sodass sie sich ein eigenes Bild der Menschen zwischen fanatischem Nationalsozialist

und Widerstandskämpfer machen mögen, und andererseits: die Verhaltensmuster der Senioren auf bestimmte Erlebnisse zurückzuführen und dadurch bei zukünftigen Spaziergängen einfach selbst und vor allem sichtbar Verpflegung mitzunehmen, bei der Weihnachtstafel Braten auf Anfrage nachzugeben statt von Beginn an Festtagsportionen zu servieren, die Anbringung von Gardinenstangen womöglich auf die ausgelagerten Kegelnachmittage zu legen – haben sich mir in meinen Projekten bewiesen.

Lea Schimmelpfennig absolvierte ihren Freiwilligendienst 2018/19 in Eupen/Belgien, im Staatsarchiv Eupen und im Alten- und Pflegeheim St. Josef.



Der Freiwilligendienst von Lea Schimmelpfennig wurde gefördert durch den Internationalen Jugendfreiwilligendienst (IJFD) vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ)

Von Anfang an dabei

Elisabeth Cates und Verena von Hammerstein und ihr Engagement für ASF Thomas Arzner

Als Bürgerin der DDR bis ans Nordkap zu kommen, das war Ende der 1950er Jahre schwer. Elisabeth Cates hat es trotzdem geschafft – dank ihres damaligen Engagements für Aktion Sühnezeichen Friedensdienste: »Eine Kölner Gruppe hatte mich nach Norwegen und Schweden eingeladen«, erzählt sie. Und mit viel Mut und Chuzpe schaffte sie es tatsächlich, den Eisernen Vorhang zu überwinden.

Es ist eine von vielen Anekdoten, die an diesem Vormittag zu hören ist. Normalerweise wohnt Elisabeth Cates in den USA, aber jetzt ist sie zu Besuch bei Verena von Hammerstein. Es sind zwei Frauen, die viel für ASF geleistet haben, nicht nur als »Frau von« – von Franz von Hammerstein, dem ehemaligen Generalsekretär, und von Paul Cates, der als amerikanischer Staatsbürger Kurierdienste über die innerdeutsche Grenze leisten konnte.

Den Aufruf der Synode zur Gründung von ASF hörte Elisabeth Cates 1958 in Babelsberg im Gottesdienst. »Da habe ich schon überlegt, kann ich nicht etwas tun«, sagt sie. Aus den Überlegungen wurde die Tat. 1959 fing sie im Büro der Aktionsgemeinschaft für die Hungernden an, die Lothar Kreyssig ebenfalls gegründet hatte. »Ich war dort aber vor allem für Aktion Sühnezeichen zuständig.« Die heute 79-Jährige bereitete die ersten Auslandseinsätze in den Niederlanden und in Norwegen mit vor. 1961 war dann der Bau der Berliner Mauer, der auch für ASF Folgen hatte. Das gesellschaftliche Klima wurde nochmals rauer. Die Mitarbeitenden kamen stärker ins Visier der Staatssicherheit. »Wir hatten zwei Spitzel bei uns im Büro, bei denen ich von vorneherein kein gutes Gefühl hatte«, so Elisabeth Cates. Sie wurde auch auf ihrem Weg ins Büro überwacht und musste Hausdurchsuchungen erdulden. Trotzdem beteiligte sich Elisabeth Cates in der DDR an der Vorbereitung der Sommerlager, wie das erste 1961 in Magdeburg, wo die Gruppe zwei Kirchen enttrümmerte. Auch die Anfänge der Freiwilligendienste in England und in Griechenland erlebte sie mit.

»Es war eine schöne und schwierige Zeit damals«, sagt Elisabeth Cates – die für sie 1969 endete. Bei ASF hatte sie Paul Cates, einen Amerikaner, der die innerdeutschen Kurierdienste übernahm, kennengelernt. Sie wollten heiraten, aber es dauerte fünf Jahre, bis sie aus der DDR ausreisen konnte.



Zeitzeuginnen von ASF: Verena von Hammerstein (links) und Elisabeth Cates.

Auch Verena von Hammerstein hat viele Stunden investiert – ehrenamtlich: »Ich saß den halben Tag an der Schreibmaschine zu Hause, ich schrieb Berichte, machte Übersetzungen. Das ersparte sicher eine Bürokraft«, erinnert sie sich. Später organisierte die heute 97-Jährige Reisen für Freiwillige: »Ich hatte ein halbes Reisebüro.« Auch initiierte sie die Medikamentenhilfe nach Polen. »Meine Kinderärztin erzählte mir einmal, dass die Ärzte Reklamemuster von Medikamenten bekommen. Wir haben diese dann gesammelt und nach Polen geschickt, das ging sehr gut.«

Waren sie zufrieden mit ihren Rollen bei ASF? Ja, sagen beide. »Ich bin mit meinem Chef Lothar Kreyssig gut ausgekommen«, so Elisabeth Cates. »Es war ein sehr ausgeglichenes Verhältnis im Büro.« Verena von Hammerstein sieht das ähnlich: Sie habe viel erlebt in ihrem Leben. »Und es war eben eine andere Zeit«, sagt sie. »Heute treten die Frauen ja auch ganz anders auf. Und das ist gut so.«

DIALOGUE IN JERUSALEM

Wenn ihr es wollt, ist es kein Märchen – Vision, Verwirklichung, Herausforderungen 19. bis 29. April 2020

Israel – ein Land der Gegensätze

Säkular und religiös, jahrtausendealte Geschichte und Start-Up-Boom, konfliktbeladen und auf der Suche nach Frieden, traditionell und modern, Wüste und Küste...

Unsere Studienreise nach Israel ermöglicht ein Kennenlernen und Erforschen der Vielfalt der israelischen Gesellschaft, ihrer Spannungen und Ambivalenzen, sowie eine Auseinandersetzung mit den Chancen von Verständigung und Frieden mit den palästinensisch-arabischen Nachbar*innen. In den Zeitraum der Reise fallen zudem die beiden israelischen Gedenktage zur Erinnerung an die Opfer der NS-Judenvernichtung und an die Gefallenen von Kriegen und Terror (Jom HaSchoa und Jom HaSikaron) sowie der Feiertag zur Staatsgründung Israels (Jom HaAtzma'ut).

Auf vielfältige Weise wollen wir uns während dieser Reise mit der bewegten Geschichte und Gegenwart des Staates Israels auseinandersetzen: Welche Visionen haben die Staatsgründer*innen vor über 70 Jahren angetrieben und was ist aus diesen geworden? Welche Entwicklungen haben das Land und die Gesellschaft geprägt? Wie gestaltet sich das Zusammenleben von Menschen unterschiedlichster kultureller, nationaler und religiöser Herkunft und Prägung? Und welche Herausforderungen stehen zukünftig bevor?

Das insgesamt 10-tägige Programm umfasst spannende Begegnungen, Exkursionen, Seminareinheiten und Vorträge.

Die von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste und Beit Ben-Yehuda organisierte Studienreise nach Israel vom **19. bis 29 April 2020** ist Teil unserer Veranstaltungsreihe »Dialoge in Jerusalem« und richtet sich an Einzelreisende, Paare oder Freund*innengruppen, die ihre Anreise nach Israel eigenständig organisieren.

Seien Sie uns zu guter Gemeinschaft und spannenden Diskussionen in Jerusalem herzlich willkommen!

Ihr Beit Ben-Yehuda Team

PROGRAMMBAUSTEINE

Die Israel-Begegnungsreise beginnt am 19. April mit der Anreise und endet am 30. April mit der Abreise der Teilnehmenden. Folgende themenzentrierte Begegnungen, Exkursionen, Seminareinheiten und Vorträge sind u.a. geplant:

- > Besuch von Gedenkveranstaltungen zu »Jom HaSchoa« und »Jom HaSikaron«
- > Teilnahme an Feierlichkeiten zum »Jom HaAetzma'ut«
- > Stadtführungen durch Jerusalem
- > Seminareinheit über Aktion Sühnezeichen Friedensdienste (ASF) in Israel – Treffen mit aktuellen Freiwilligen
- > Treffen mit dem israelischen Freundeskreis von ASF – Brückenbauer deutsch-israelischer Beziehungen
- > Begegnung mit einer Jerusalemer Synagogengemeinde – Teilnahme am Schabbat-Gottesdienst
- > Treffen mit der evangelischen Gemeinde Deutscher Sprache in Jerusalem
- > Führung durch die Schoa-Gedenkstätte Yad VaShem
- > Begegnung mit Zeitzeug*innen und Überlebenden der NS-Verfolgung
- > Seminareinheit im Beit Ben-Yehuda zu Zionismus und dem Staat Israel
- > Gespräch mit Vertreter*innen der israelischen Siedlungsbewegung und Palästinenser*innen über die Themen Frieden, Sicherheit und Besatzung
- > Begegnungen und Austausch mit Israelis



Heilige Schriften im Heiligen Land

3. bis 14. November 2020

Der Tanach, das Neue Testament und der Koran sind nur ein Teil der heiligen Schriften, die das Leben im Heiligen Land bewegten und weiterhin beeinflussen. Im Rahmen dieser Studienreise wollen wir diese und andere Schriften gemeinsam kennenlernen und diskutieren.

Die Studienreise nach Israel ist Teil der Veranstaltungsreihe »Dialoge in Jerusalem« und richtet sich an Einzelreisende, Paare oder Freund*innen-gruppen, die ihre Anreise nach Israel eigenständig organisieren.

PROGRAMMBAUSTEINE

Die Israel-Begegnungsreise beginnt am 3. November mit der Anreise und endet am 14. November mit der Abreise der Teilnehmenden. Folgende themenzentrierte Begegnungen, Exkursionen, Seminareinheiten und Vorträge sind u.a. geplant:

- > Stadtführungen durch Jerusalem
- > Seminareinheit über Aktion Sühnezeichen Friedensdienste (ASF) in Israel – Treffen mit aktuellen Freiwilligen
- > Treffen mit dem israelischen Freundeskreis von ASF – Brückenbauer deutsch-israelischer Beziehungen
- > Begegnung mit einer Jerusalemer Synagogengemeinde
- > Besuch von Schabbat-Gottesdienst
- > Treffen mit der evangelischen Gemeinde Deutscher Sprache in Jerusalem
- > Führung durch die Schoa-Gedenkstätte Yad VaShem
- > Verschiedene Seminareinheiten im Beit Ben-Yehuda
- > Gespräch mit Vertreter*innen der israelischen Gesellschaft
- > Besuch und Führung im Israel-Museum
- > Besuch der deutschsprachigen evangelisch-lutherischen Erlöserkirchengemeinde
- > Begegnungen und Austausch mit Israelis

Kollektenbitte

für Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Schon bald ist es ein Vierteljahrhundert her, dass der damalige Bundespräsident Roman Herzog den 27. Januar zum »Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus« erklärte. Er sagte in seiner Ansprache vor dem Bundestag: »Am 27. Januar 1945 wurde das Konzentrationslager Auschwitz durch russische Soldaten befreit. Auschwitz steht symbolhaft für millionenfachen Mord – vor allem an Juden, aber auch an anderen Volksgruppen... Wir Deutschen haben mehr als andere lernen müssen, dass das absolut Unfassbare trotz allem geschehen kann...das Erinnern darf nicht aufhören, denn ohne Erinnerung gibt es weder Überwindung des Bösen noch Lehren für die Zukunft.«

Lehren für die Zukunft? Bundespräsident Herzog sagte das 1996 – die Zukunft brachte vielfältig Befreiendes und Bedrückendes. Aktion Sühnezeichen Friedensdienste hat viele Lehren aus dieser Zeit gezogen – unbeirrbar bleibt die Unterstützung für die Überlebenden der bösen Jahre! Auf vielen Lebensfeldern engagieren sich die heutigen Freiwilligen und geben der biblischen Barmherzigkeit mannigfache konkrete, ja handgreiflich erfahrbare Gestalt. Sie repräsentieren eine Generation, die im konkreten Tun den Gefahren der Apathie und Mutlosigkeit, den immer stärker werdenden Kräften eines wahnhaften Nationalismus, den wachsenden Antisemitismus und Fremdenhass Widerstand entgegensetzen.

»Wer einen Menschen rettet, rettet die ganze Welt«, diese einmalige im jüdischen Denken entstandene Verheißung nimmt in tausend kleinen Geschehen Gestalt an. Davon lebt unsere Arbeit. Wir sind auf Ihre Unterstützung angewiesen, denn die Aufgaben stehen vor uns und drohen uns in diesem visionslosen Europa zu überwältigen. Für Ihre Begleitung, Ihre Solidarität mit unserer Arbeit danken wir Ihnen von Herzen!

Ihre Dagmar Pruin und Jutta Weduwen

Geschäftsführerinnen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste



**Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste**



Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.

Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft Berlin /

IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00 / BIC: BFSWDE33BER

Informationen zu unserer Arbeit finden Sie auf: www.asf-ev.de

MARTIN LUTHER UND DAS JUDENTUM



RÜCKBLICK UND

AUFBRUCH

Eine Ausstellung der

■ **EVANGELISCHE KIRCHE**
Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz
■

in Zusammenarbeit mit dem

 **TOURO COLLEGE BERLIN**

Gefördert durch die

EKD Evangelische Kirche
in Deutschland

Mit freundlicher Unterstützung der

AXEL SPRINGER STIFTUNG

WANDERAUSSTELLUNG ZUR AUSLEIHE

Martin Luther hat in Bezug auf das Judentum ein schwieriges Erbe hinterlassen. In der Anfangszeit der Reformation hat er dafür plädiert, die Juden menschlich zu behandeln. Später hat er sie unerträglich geschmäht und die Anwendung von Gewalt gegen sie gefordert. Auch sein übriges Schrifttum lässt keinen Raum für den jüdischen Glauben. Alles Licht fällt auf die Seite des Evangeliums, alles Dunkel auf die jüdische Seite, symbolisiert vom Gesetz ohne Gnade.

Lucas Cranach und seine Schule haben diese Auffassung Luthers auf vielen Bildern umgesetzt. Durch Wort und Bild ist seine negative Sicht der Juden durch die Jahrhunderte hin wirksam geworden. Das jüdische Selbstbild blieb bedeutungslos, obwohl Jesus, wie Luther anfangs betonte, „geborener Jude“ war.

Erst nach dem Holocaust haben die evangelischen Kirchen begonnen, sich dem lastenden Erbe von Luthers Judenfeindschaft zu stellen. Hier reiht sich die von der EKD geförderte Ausstellung ein, die von einer gemeinsamen Arbeitsgruppe der EKBO und des jüdischen Touro Colleges Berlin erarbeitet wurde. Sie informiert nicht nur über das Erbe der Reformation, sondern umfasst viele Aspekte der Christentumsgeschichte von Beginn an.

17 ROLLUPS MIT KATALOGBUCH

- Die Ausstellung besteht aus 17 Rollups in den Formaten 80 und 150 x 230 cm.
- Der durchgehend farbige Katalog enthält den gesamten Inhalt der Ausstellung, einen geschichtlichen Überblick und ein Literaturverzeichnis, 192 S., 10 Euro.
- Der Verleih ist kostenlos, lediglich Transportkosten fallen an.
- Das Ausstellungsteam bietet begleitende Einführungen und Seminare, auch für Jugendliche an.
- Werbematerial kann kostenpflichtig bestellt werden.

Für weitere Informationen und zur Ausleihe wenden Sie sich bitte an

Pfarrerin Marion Gardei, Beauftragte für Erinnerungskultur
Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz
Georgenkirchstraße 69, 10249 Berlin
Tel. 030/24344-422
m.gardei@ekbo.de

Autor*innen, Bild- und Fotonachweise

Autor*innen

Thomas Arzner, Religionspädagoge, Journalist, bis November 2019 Referent Presse- und Öffentlichkeitsarbeit bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste.

Prof. Dr. Heinrich Bedford-Strohm, ist seit November 2014 Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland und seit November 2011 Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern.

Gottfried Brezger, Pfarrer im Ruhestand, Ehrenamtlicher Vorsitzender des Vereins Erinnerungs- und Begegnungsstätte Bonhoeffer-Haus.

Katharina Gloe, ehemalige ASF-Freiwillige in Polen der Generation 2013/14 und als studentische Mitarbeiterin bei ASF im Referat für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit tätig.

Thomas Heldt ist Theologe, ASF-Freiwilligenreferent und Koordinator der Freiwilligenarbeit.

Judith Hoehne-Krawczyk, studierte Politikwissenschaft und Soziologie. Seit 2012 als Leiterin der Projekte der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste/stellvertretende Leiterin der Bildungs- und Programmabteilung in der Internationalen Jugendbegegnungsstätte in Oświęcim/Auschwitz tätig, hoehne@asf-ev.de.

Professor Walter Homolka geb. 1964, ist deutscher Rabbiner, Rektor des Abraham Geiger Kollegs an der Universität Potsdam und Professor für Jüdische Religionsphilosophie der Neuzeit an der School of Jewish Theology der Universität Potsdam. Zugleich ist er geschäftsführender Direktor der School of Jewish Theology. Professor Homolka ist Chairman der Leo Baeck Foundation und Mitglied im Gesprächskreis Juden und Christen beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken. Er ist Vorsitzender des Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerks (ELES) und Vorsitzender des Vorstandes der Union progressiver Juden in Deutschland K.d.ö.R.

Rabbiner Noam E. Marans, Direktor für interreligiöse Beziehungen am Amerikanisch-Jüdischen Komitee (AJC) in New York.

Dagmar Mensink, Theologin, Koordinatorin für religionspolitische Grundsatzfragen in der Staatskanzlei Rheinland-Pfalz, Leiterin des Gesprächskreises »Juden und Christen« beim Zentralkomitee der Deutschen Katholiken und Mitglied im Kuratorium von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste.

Dr. Dietrich Neuhaus, geb. 1951. Studium der Evangelischen Theologie, Philosophie und Germanistik in Wuppertal, Bonn, Tübingen und Göttingen. Wiss.Ass. an der Universität Paderborn. 1986 bis 1999 Studienleiter und Stv. Akademiedirektor an der Evangelischen Akademie Arnoldshain. 1999 bis 2011 Pfarrer und Dekan in Frankfurt am Main.

Prof. Dr. Peter von der Osten-Sacken, geb. 1940, von 1973 bis 1993 Professor für Neues Testament an der Kirchlichen Hochschule Berlin (West), dort Rektor von 1980 bis 1982. Danach bis zu seiner Emeritierung im Jahr 2005 Professor für Neues Testament und Christlich-Jüdische Studien an der Humboldt-Universität. Von 1974 bis 2007 leitete er das Institut Kirche und Judentum.

Helmut Ruppel, Pfarrer und Studienleiter i. R., Presse- und Rundfunk­tätigkeit, seit 2007 in der Redaktion der »ASF-Predigthilfe«, www.helmut-ruppel.de, h.m.ruppel@gmx.de.

Dr. Dagmar Pruin, Geschäftsführerin von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V., Theologin, Promotion im Fach Altes Testament, Programmdirektorin Germany Close Up, pruin@asf-ev.de.

Ingrid Schmidt, M.A., Gymnasiallehrerin/Dozentin in Kirchlicher Erwachsenenbildung i.R., seit 2007 in der Redaktion der »ASF-Predigthilfe«, Ille.schmidt@kabelmail.de.

Lukas Welz ist seit 2012 Vorsitzender von AMCHA Deutschland, einer Organisation zur Unterstützung psychosozialer Hilfe für Überlebende der Shoah und ihre Nachkommen. Er war 2005/2006 Freiwilliger mit ASF in Yad Vashem, bei Überlebenden in Jerusalem sowie bei der Zentralvereinigung der deutschsprachigen Juden in Israel. Er begleitet und fördert Organisationen der humanitären Hilfe und für eine vielfältige Erinnerungskultur.

Jutta Weduwen studierte in Hamburg, Jerusalem und Berlin Soziologie. Sie kam 2001 zu ASF als Israel-Referentin, leitete dann den Arbeitsbereich »Geschichte(n) in der Migrationsgesellschaft« und ist seit 2012 Geschäftsführerin. Sie ist Mitglied im Sprecher*innenrat der Bundesarbeitsgemeinschaft Kirche & Rechtsextremismus.

Dr. Lorenz Wilkens, Pfarrer und Studienleiter i. R., Arbeitsschwerpunkte: Theologie, Kunstgeschichte und Religionsphilosophie, Lehraufträge an der FU Berlin und der Universität Potsdam, Lorenz_Wilkens@web.de.

Barbara Wündisch-Konz, Jg. 1970, Studium der ev. Theologie in Tübingen, Jerusalem und Berlin, Vikariat in Oldenburg 1999-2001, anschließend Volontariat bei der Goslarschen Zeitung, Frankfurter Rundschau und Süddeutsche Zeitung, 13 Jahre Presse- und Öffentlichkeitsarbeit in der Diakonie und Psychiatrie, seit 2019 Pastorin coll. der Evangelisch-reformierten Kirche.

Bild- und Fotonachweise

Titelbild: Aus »Edith Kiss: Déportation.« Eine Publikation von Helmuth Julius Bauer, S. 55

Seite 9: EKHN/von Gehren

Seite 11: Wikipedia, Dr. Helmuth Bauer – Buch »Innere Bilder wird man nicht los«

Seite 13, 57, 109: Luigi Toscano

Seite 36, 38, 39: IJBS

Seite 115, Umschlagrückseite: ASF-Archiv

Seite 124: Horst Gürtler

Seite 126: fotolia, jukovskyy



Herausgeber: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin

Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax (030) 283 95 – 135 | asf@asf-ev.de | www.asf-ev.de

Spendenkonto: IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00 | Bank für Sozialwirtschaft

Redaktion: Thomas Arzner, Dr. Dagmar Pruin (verantwortlich), Helmut Ruppel,

Ingrid Schmidt, Dr. Lorenz Wilkens | **Gestaltung:** Anna-Maria Roch | **Druck:** Druckhaus Dülmen |

Auflage: 2 800 Stück | **Ausgabe:** Januar 2020

Titelbild: Edith Kiss: Au chantier de terrassement. Erdarbeiten

Ihre Hilfe kommt an! Bitte unterstützen Sie uns.

Wir verwenden Ihre Spenden und Kollekten, um ...

- ... junge Menschen in ihren sozialen und interkulturellen Kompetenzen zu stärken.
- ... sie zu motivieren, gegen Judenfeindschaft, Rassismus und Ausgrenzung von Minderheiten einzutreten.
- ... im Nationalsozialismus verfolgten Menschen zuzuhören und ihnen durch kleine Gesten den Alltag zu erleichtern.
- ... Begegnungen und Verständigung über Grenzen hinweg zu ermöglichen.
- ... einen aktiven Beitrag zu einer Gesellschaft zu leisten, die aus dem bewussten Umgang mit der NS-Gewaltgeschichte wächst.

Junge Menschen in Ihrer Gemeinde können sich jetzt für einen Freiwilligendienst im Ausland mit ASF unter asf-ev.de bewerben. Wir laden Gemeindemitglieder ab 16 Jahren auch herzlich zur Teilnahme an unseren internationalen Sommerlagern ein! Infos unter asf-ev.de/sommerlager

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax – 135 | asf@asf-ev.de | www.asf-ev.de
Spendenkonto: IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00 | Bank für Sozialwirtschaft Berlin

